B. Entwicklungsstationen im architektonischen Werk

Werkphase 1 (1952-1960) – „Material- und werkgerechtes“ Planen

Vorbedingungen und zeitlicher Kontext

Gesellschaft und Politik

Gerade in den 50er Jahren war die Weichenstellung für die weitere Architekturentwicklung sowohl allgemein als auch bei Günter Behnisch in großem Maß abhängig von wirtschafts-, sozial- und auch bündnis-politischen Entscheidungen. Im Hinblick auf die zunächst (fast) ausschließliche Hinwendung zum Schulbau in Behnischs Werk kam der Entwicklung zu einer demokratischen Gesellschaft große Bedeutung zu. Gerade der Schulbau bekam in den 50er Jahren durch die neue demokratische Ausrichtung der Gesellschaft und durch die Anknüpfung an Ideale der 20er Jahre wesentliche Impulse, die auch in Behnischs Frühwerk spürbar werden sollten.

Die großangelegte Umerziehungspolitik der Besatzungsmächte sollte in vielen Bereichen die Leitbilder der Deutschen und die persönlichen Denkinhalte jedes Einzelnen von Grund auf mit prägen. Besonders die Bereiche der Rechtsprechung und des Erziehungswesens, u.a. Schulen und Universitäten, wurden auf demokratischer Grundlage umfassend unterstützt. Aber auch kulturelle Einrichtungen wie Museen, Theater und Kabarett sowie die Besetzung von politischen Verwaltungsämtern mit „Unverdächtigen“ zielten auf geistige Erneuerung der Deutschen. Die zuständigen Offiziere der Besatzungsbehörden und deren Mitglieder waren vielfach deutsche Emigranten. Die Umerziehungspolitik der Alliierten konnte durch die weisungsgebundenen Verwaltungen problem- und widerstandslos durchgesetzt werden. Die Stützen der kulturellen Umerziehung waren vor allem die durch die Besatzungsmächte ermöglichten „Kulturimporte“, „die für die Deutschen das Fenster zur Welt wieder öffnen sollten“[1]. Die zu diesem Zweck eingerichteten Kulturhäuser (Amerika-Haus, British Center, Centre Culturel, Haus der Kultur der Sowjetunion) stellten Bücher zur Verfügung, unterstützten und subventionierten die Herausgabe von Zeitschriften und veranstalteten Seminare. Die sich ändernden politischen Bedingungen 1947, die Durchsetzung des Marshall-Plans gegenüber dem Morgenthau-Plan und die Währungsreform von 1948 bewirkten im Westen Deutschlands unterstützende Finanzierungs- und Wiederaufbauhilfen, die eine schnelle Erstarkung der Wirtschaft zur Folge hatten.

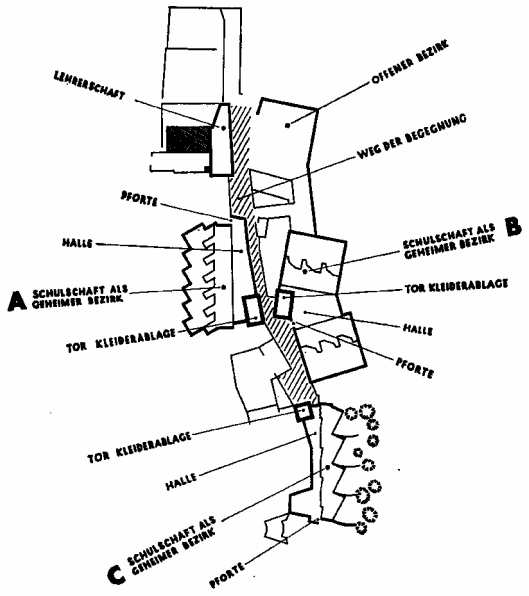
In Ambivalenz zu diesem strukturellen Neuanfang setzte sich aber auch eine personelle und organisatorische Kontinuität durch. Die Sicherung der privaten Grundbesitzverhältnisse in den Westzonen waren die Voraussetzung für die Nutzung der vorhandenen Produktionsstätten zugunsten des Wirtschaftsaufschwungs. Das bedeutete eine Wiedererstarkung unter Rückgriff auf die noch bestehenden personellen Kontinuitäten in führenden Positionen von Industrie und Wirtschaft. Trotz des politischen Umbruchs begannen sich in diesen Bereichen alte Strukturen wieder zu festigen. Die Sicherung der Grundbedürfnisse und eine deutliche Verbesserung und Modernisierung der Lebenssituation kennzeichneten die Jahre nach 1950. Die steigenden Wachstumsraten, der Wirtschaftsaufschwung durch Erfolge des Exports förderten den schnellen Wohlstand. Ein erster wirtschaftlicher Höhepunkt war schon 1951/52 erreicht - zu dem Zeitpunkt, als Günter Behnisch sein Büro gründete. Die Betonung ökonomischer Schwerpunkte und die marktorientierte Wirtschaftsstruktur wurden durch die von Ludwig Erhard geprägte „Soziale Marktwirtschaft“ gefestigt. Sie bildete die Grundlage für ein System von Wohlstandssicherung und Stärkung der Mittelstandsstrukturen. Schon 1957 wurde eine Annäherung an die Vollbeschäftigung erreicht. Die politische Westorientierung manifestierte sich durch das In-Kraft-Treten der Pariser Verträge 1955, in denen die Aufhebung des Besatzungsstatuts und der Beitritt zur NATO dem Land weitgehende Souveränität garantierten. Die beginnende Wiederaufrüstung ab 1955 verfestigte den „Kalten Krieg“ der ehemals Verbündeten.

Das erstarkte Selbstbewusstsein des Landes äußerte sich im Laufe der 50er Jahre in der Tendenz nach weniger bescheidenem Bauen. Die Architektur diente immer mehr als Ausdruck, als Träger und Zeichen einer Wiedererstarkung von Wirtschaft und Gesellschaft. Das hatte einen Wandel der Architektur und ihrer Symbolik in den Jahren ab 1957 zur Folge. Die Gesellschaftsveränderungen dieser Jahre bezeichnete Hermann Glaser als weitaus gravierender als die Zeit der Protestbewegung Ende der 60er Jahre, die hier ihre Wurzeln habe. „Die atemberaubend schnellen Veränderungen der städtischen und ländlichen Gesellschaft, der Lebensbedingungen und des individuellen wie kollektiven Daseinsgefühls bedeuteten Modernisierung - ‚Modernisierung im Wiederaufbau‘. (...) Die Modernisierungsströme der fünfziger Jahre waren von höchst unterschiedlicher Herkunft. Es wirkten sich aus: wilhelminisches Fortschrittsdenken, die urbane Weltoffenheit der Weimarer Republik, auch die von jeder Moral und Ethik gelösten Modernitätsstrukturen des Nationalsozialismus. Den eigentlichen Durchbruch schafften Westernization und Amerikanisierung, ausgelöst von der alliierten re-education, die politische Kultur und Demokratisierung zur (zunächst oktroyierten) Selbstverständlichkeit machte.“[2]

[1] Hermann Glaser: Deutsche Kultur 1945-2000, München/Wien 1997, S. 101
[2] Hermann Glaser, a.a.O., S. 307-309

Architekturentwicklung

Die wirtschaftliche und politische Wegweisung ab 1948, die Festlegung auf die von den westlichen Alliierten verordnete Demokratie und die Westintegration der Bundesrepublik schränkten viele der Ideen ein, die noch vor 1948 die fortschrittlichen Debatten beherrscht hatten. Die Gedanken und Pläne zu radikalen Neuordnungen und übergreifenden Planungen waren gescheitert, auch wegen der Uneinigkeit der Planer untereinander und einer fehlenden bundeseinheitlichen Aufbaugesetzgebung.[3] Der Mangel an Fähigkeit und Wille zu geistiger Erneuerung sowie wachstums- und fortschrittsorientiertes Denken verhinderten die konsequente Fortführung der begonnenen geistigen Auseinandersetzung um einen neuen architektonischen Sinngehalt in einer neuen Gesellschaftsordnung. Das *Darmstädter Gespräch 1951* war ein fast letzter, vergeblicher Versuch unter den unterschiedlichen, vorwiegend der modernen Richtung verpflichteten Architekten - mit Ausnahme von Paul Bonatz und Peter Grund, neue Inhalte für die Nachkriegsarchitektur zu diskutieren. Bonatz' Vorwurf an Scharoun, dessen Volksschule sei Ausdruck des „Zerdenkens", war bezeichnend für die Kontoversen der Architekten zwischen dem Festhalten am Alten und Öffnen für Neues.[4] Er blieb jedoch mit seiner sich dem Neuen verweigernden Haltung allein und das Darmstädter Gespräch ohne Folgen. Die Volksschule für Darmstadt von Hans Scharoun hatte jedoch eine Vorbildfunktion für viele Schulen in den 50er Jahren und darüber hinaus. In ihr wurden Scharouns Vorstellungen von den Organen in einem Organismus, hier die spezielle architektonische Ausformung der Klassen je Altersstufe (Gruppen A, B, C), die Differenzierung der kleinen sozialen Gruppe und ihre Stellung und Beziehungen innerhalb der gesamten Schulschaft dargestellt. Einige dieser konzeptionellen Überlegungen gingen u.a. in die später realisierte Haupt- und Grundschule in Marl 1961-1966 ein.



1-2 Projekt für die Volksschule Darmstadt 1951, Hans Scharoun: Modell, Systemzeichnung Grundriss (A-Sphäre des Elementaren, B-Sphäre des Erfahrens und Bildens, C-Sphäre des Geistigen)

Die politische Neuorientierung in Deutschland und die Hinwendung zu den westeuropäischen Nachbarstaaten hatten den Zugang zum Architekturgeschehen der Nachbarländer, besonders der Schweiz (Rasterbauweise[5]), Skandinavien (Materialästhetik[6]), Holland und Dänemark eröffnet. Auch amerikanische Vorbilder gewannen immer mehr an Bedeutung, die u.a. über die Amerikahäuser verbreitet wurden. Der Pluralismus, die neue Offenheit und Unbekümmertheit im Umgang mit Konstruktion, Material und vielfältigen Formen waren aber auch Symptome für eine „Verdrängungsmentalität" in mangelnder Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit. Es erfolgte eine Hinwendung zu Gestaltmitteln, die eine klare Distanzierung von den Architekturformen der vergangenen Diktatur dokumentieren sollten: Offene Pausenräume, weite Eingangshallen, Bescheidenheit und Strenge in der formalen Gestaltung mit einfachen, klaren Baukörpern sowie die zurückhaltende Integration in die Landschaft prägten die Bauten der 50er Jahre.

Diese Grundsätze galten auch für den Städtebau. Entgegen den starren Ordnungsprinzipien des Dritten Reiches sollte der Natur - wie schon in den Forderungen nach Licht-Luft-Sonne in den 20er Jahren, und auch in der Lehre von Heinz Wetzel zum Ausdruck gebracht - nun wieder eine wesentliche Rolle bei der Gestaltung einer „Stadtlandschaft" zukommen. Das Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, mit seinen Ursprüngen in der Gartenstadtbewegung und schon nach dem Ersten Weltkrieg in der Terminologie vom „lebendigen Organismus" weiterentwickelt und differenziert, sollte einen Neuanfang markieren. Neue Zusammenhänge und Qualitäten der

[3] S. dazu Werner Durth: Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970, Braunschweig 1986, S. 429
[4] S. dazu Ulrich Conrads (Hrsg.): Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951, Braunschweig 1991, S. 110
[5] S. dazu. Hans Volkart: Schweizer Architektur. Ein Überblick über das schweizerische Bauschaffen der Gegenwart, Ravensburg 1951
[6] S. dazu Steen Eiler Rasmussen: Nordische Baukunst, Berlin 1940

allseitig nach innen und außen offenen Stadt sollten die Abgrenzung zu den gigantischen Entwürfen und streng symmetrischen Achsen, zu den gefassten Straßenräumen der „steinernen Städte“ des Dritten Reiches deutlich machen. Die Kehrseite war die Zerstörung der historischen Städte. Aber die Vision der Verschmelzung von Stadt und Natur war unter den Architekten und Planern mit sonst unterschiedlichen Traditionen, politischen Positionen und Bauauffassungen inzwischen weitgehender Konsens. Die Begriffe „fließender Raum“, „modellierte Landschaft“ bestimmten die Terminologie der 50er Jahre. Bis zum Ende der 50er Jahre hielten sich die Forderungen nach einer gegliederten Stadtlandschaft, dann setzten sich unter dem Zwang zu Wachstum, Verdichtung und Technisierung der Gesellschaft andere Leitbilder durch.[7]

Auch für die Arbeit von Behnisch + Lambart, die sich 1952 zu einem gemeinsamen Büro zusammenschlossen, waren die Vorstellungen dieses allgemeingültigen Leitbildes der Zeit von großer Bedeutung - weniger in großräumlicher, stadtplanerischer Hinsicht, sondern im kleinen Maßstab. Insbesondere in der 1959/60 fertiggestellten Vogelsangschule in Stuttgart wurde die Durchdringung von Natur und Schulgebäuden, die Nutzung des Geländereliefs für die Anordnung der Baukörper deutlich sichtbar. Eine Ausnahme wurde der Landschaftsentwurf von 1967 für die Olympischen Spiele in München 1972 in Zusammenarbeit mit Günther Grzimek, wo auf großer Maßstabsebene und entgegen dem Zeitgeist - zu einer Zeit, wo längst Leitbilder von Verdichtung und Wachstum die Planungen bestimmten - die Vorstellungen des „fließenden Raumes“ und der „modellierten Landschaft“ verwirklicht werden konnten.

Die Architekturformen des Wiederaufbaus unterlagen ebenso diesen Leitgedanken, waren jedoch nicht durch einen bestimmten Formenkanon gekennzeichnet, sondern unmittelbar die für die jeweilige Aufgabe und das verwendete Material spezifische Form suchend.[8] Für die zeittypische Vielfalt der Bauten waren unterschiedliche Wirkungsfaktoren maßgebend, von denen sich einige auch im Werk von Günter Behnisch widerspiegeln sollten. Diese Einflüsse wurden besonders für die erste Phase seiner Arbeit bis 1960 relevant, schon ab 1957 und deutlich nach 1960 setzen sich eindeutiger ausgerichtete Tendenzen zur industriellen Fertigung durch.
Verschiedene Arbeiten über die Architektur der fünfziger Jahre weisen eine Kontinuität einiger oder auch sämtlicher Strömungen über 1933 hinaus, und deren Wirksamkeit nach 1945 nach.[9] Die Legende von der „Stunde Null“ wurde hier weitgehend widerlegt, jedoch sah Winfried Nerdinger beide Haltungen als „in letzter Konsequenz komplementär“ an, da sie „letztlich nur eine andere Form der Entlastung von der Geschichte“[10] seien. Die Unterscheidung der verschiedenen, kontinuierlichen Strömungen, die sich z.T. daraus entwickelnden neuen Tendenzen und die Vermischung mit den Einflüssen aus dem Ausland waren neben personellen, strukturellen und auch bautypologischen Kontinuitäten zu berücksichtigen.
Neue Ausdrucksformen verbunden mit neuen Materialien, Konstruktionen und neuer industrieller Technik verdrängten zum Ende des Jahrzehnts immer mehr die handwerklichen Bauweisen. Immer stärker setzte sich Transparenz aus Glas, Glasbausteinen, Eternit, Spannbeton, filigranen Konstruktionen durch, verbunden mit der Tendenz zur Minimierung der Werkstoffe, oft auch als „Versuchsepoche für neue Materialien“ bezeichnet. Die Betonung des Vorläufigen, des Nicht-Dauerhaften, des Nicht-für-die-Ewigkeit-Bestimmten, mit leichten, offenen, fließenden und auch asymmetrischen Formen wurde der Gegenpol und die Abgrenzung zur Symmetrie der steinernen Monumente des Dritten Reiches. Parallel dazu und zur gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Modernisierung begann sich ab 1959 eine „funktionalistische Moderne“ durchzusetzen: Die Bescheidenheit in Gestalt und Ausdruck passte nicht mehr zum Bild des neureichen Landes. Zudem wirkten sich die neuen Ansprüche an repräsentative Bauformen, aber auch an Wirtschaftlichkeit, Schnelligkeit und Präzision aus in der starken Hinwendung zu Raumkonzepten und Formen, die durch die Industrie und die Gesetze der Vorfertigung geprägt waren.

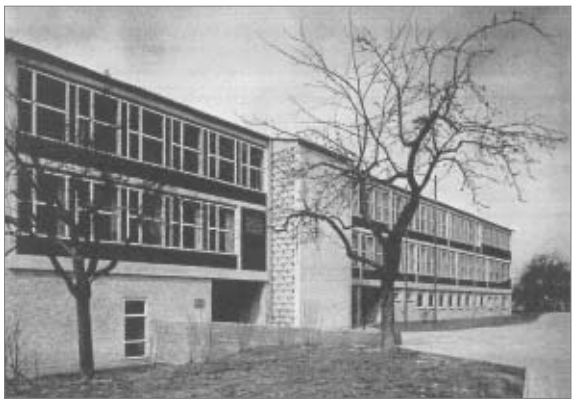
Berufliche Anfänge

Günter Behnisch vertrat nach eigenen Angaben zunächst eine ablehnende Haltung gegenüber der einseitigen Westorientierung, denn sie verhinderte die Rückkehr in seine sächsische Heimat in der sowjetischen Besatzungszone und weitgehend den Kontakt zu seiner Familie. Als „Geheimnisträger“ durfte er nicht in die sowjetische Zone einreisen. Aber in der rückblickenden Betrachtung von 1999 überwogen die positiven Erinnerungen an die Entwicklung im Westen - Behnisch schien sich in Süddeutschland wohl zufühlen: „*Es war für mich keine Frage zurückzugehen. Selbst wenn die Trennung nicht gewesen wäre, wäre ich wahrscheinlich hier in Stuttgart geblieben.*“[11] In einer Zeit, in der Viele auch in Stuttgart Flüchtlinge, Ausgebombte oder Außenseiter waren, gab es für Behnisch keine Probleme der Integration. Der schwäbische, liberale Geist und die Offenheit vertrugen sich gut mit der Ungezwungenheit und dem Scharfsinn eines Sachsen, der „*mit der Klappe immer etwas schneller und mit dem Verstand oft heller war als der Schwabe - aber nicht besser*“[12]. Die süddeutsche Architekturtradition - geprägt durch Landschaft und zuletzt durch die Stuttgarter Schule - war ihm nach eigener Aussage wesentlich näher als

[7] S. dazu Werner Durth: Die Stadtlandschaft. Zum Leitbild der gegliederten und aufgelockerten Stadt, in: ders.; Niels Gutschow: Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre, Band 41, Bonn 1990, S. 24-37
[8] S. dazu Jürgen Joedicke: Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Stuttgart [3]1998, S. 20f
[9] s. dazu u.a.: Werner Durth: Deutsche Architekten, a.a.O.; Christoph Hackelsberger: Die aufgeschobene Moderne. Ein Versuch der Einordnung der Architektur der 50er Jahre, München/Berlin 1985
[10] S. dazu: Winfried Nerdinger: Materialästhetik und Rasterbauweise, in: Werner Durth; Niels Gutschow, a.a.O., S. 40f
[11] Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 1.12.99
[12] Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 24.7.98

die seiner Heimat eher nahe, strenge preußische Tradition, der er - auch geschichtlich begründet - ablehnend gegenüberstand. Die süddeutsche Tradition habe wesentlich zur Entfaltung von seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten beigetragen, so Günter Behnisch.[13]
Die vor allem von den Amerikanern durchgeführten Umerziehungsprogramme empfand er eher als hinderlich denn als förderlich. Dennoch begrüßte er weitgehend die neue Staatsform. Die scheinbar radikale Umstellung von einer menschenverachtenden Diktatur zur Demokratie schien für ihn wie für viele andere kein größeres Hindernis zu sein. „*Wir waren keine Nazis aus Überzeugung. Es kann sein, dass wir mitgelaufen sind, dass wir mitgeschrieen haben, aber es war keinesfalls eine gefestigte Überzeugung, die dahintergestanden hätte.*“[14]

Behnisch ist - wie auch viele seiner Studienkollegen - der „skeptischen Generation“[15] zuzurechnen: Die jugendliche Generation der bei Kriegsende zwischen 15- und 25-Jährigen versuchte pragmatisch und zielstrebig eine Rückfindung in das „normale“ Leben mit Beruf und Familie. Sie strebte nach praktisch orientierten Lebensrezepten, die Sicherheit und Selbstständigkeit in der Privatheit suchten und misstrauisch gegenüber politischen und ideologischen Bestrebungen waren. Zusammen mit Bruno Lambart[16], den er schon 1947 zu Beginn seines Studiums kennen gelernt hatte, und einem weiteren Studienkollegen, Ingo Fricke, beendete Günter Behnisch 1951 sein Studium. Sie waren unter den „*Schnellstern*“ des Semesters und wollten einen möglichst raschen Einstieg in das Berufsleben schaffen.[17]
Im Büro von Rolf Gutbrot hatte Behnisch schon ab 1950 am Wettbewerb für das Verwaltungsgebäude der Industrie- und Handelskammer im Büro mitgearbeitet. Bis zu seiner eigenen Bürogründung 1952 war er an diesem Projekt beteiligt. Zeitweise bearbeitete er noch Wettbewerbe für Günter Wilhelm und war gleichzeitig als geprüfte wissenschaftliche Hilfskraft vom 15.5.1951 bis zum 28.2.1953 und im Anschluss daran von Mai 1953 bis zum 28.2.1955 als Stundenassistent bei Günter Wilhelm tätig.[18] Bruno Lambart war zu diesem Zeitpunkt schon verheiratet und nahm für 340,- DM/Monat eine Tätigkeit im Büro von Wilhelm an. Dadurch vertiefte sich der Kontakt von Behnisch und Lambart. Auch Lambart war gezwungen, außerhalb des Büros weitere Aufgaben anzunehmen. So gewann er 1952 mit dem Büro von Paul Barthel und Hans Baier einen Wettbewerb für die Sommerrainschule in Stuttgart. Er kündigte bei Wilhelm. Mit Hilfe von Gutbier, einem der Preisrichter, konnte die Mitarbeit an dem Projekt gesichert und der erste Bauabschnitt 1955 zusammen mit diesem Büro realisiert werden. Der bis 1960 folgende 2. Bauabschnitt wurde dann zusammen mit Günter Behnisch fertiggestellt.



3-4 Sommerrainschule in Stuttgart 1960, Lambart + Behnisch (Lambart mit Barthel und Baier): Eingangsfassade und Innenbereich

Etwa um 1950 hatte Günter Behnisch seine spätere Frau Johanna Fink kennen gelernt, die er 1952 heiratete. Deren Eltern stammten aus einer österreichischen Anthroposophenfamilie und waren in den 20er Jahren aus

---

[13] Günter Behnisch, 24.7.98, a.a.O.
[14] Günter Behnisch, 24.7.98, a.a.O.
[15] S. dazu Helmut Schelsky: Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend 1958, Düsseldorf/Köln 1963
[16] Kurzbiografie Bruno Lambart:

1924	* in Düsseldorf
1942	Notabitur
1942-1945	Wehrdienst
1945	Abitur in Düsseldorf
1945	Vorstellungsgespräch zur Aufnahme an die Architekturfakultät bei Prof. Harald Hanson
1946-1951	Architekturstudium in Stuttgart
1951-1952	Mitarbeit im Büro Günter Wilhelm
1952	Wettbewerb für Sommerrainschule in Stuttgart; 1. Bauabschnitt (1955) mit Büro Barthel und Baier, 2. Bauabschnitt (1960) mit Günter Behnisch
1952	Bürogründung Behnisch und Lambart in Stuttgart, nach dem gemeinsamen Wettbewerbserfolg und Auftrag für die Kreishandelsschule in Schwäbisch Gmünd
ca. 1956	Bürogründung Lambart + Behnisch in Düsseldorf, Schillerstraße 12 (Stuttgarter Büro: Behnisch + Lambart)
ca. 1962	Trennung der Bürogemeinschaft aus betriebswirtschaftlichen Gründen
1969	Bundesverdienstkreuz
1969-1980	Bürogemeinschaft mit vier Partnern
ca. 1974	Büroumzug von Düsseldorf, Schillerstraße nach Ratingen, Wasserburg Haus zum Haus
seit 1984	Partnerschaft mit Dr.-Ing. Christa Sommerfeld-Lambart (B. + C. Lambart - Architekten)
seit 1991	Zweigbüro in Potsdam

Bruno Lambart lebt und arbeitet in Ratingen
[17] Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 24.7.98
[18] Auskunft der zentralen Verwaltung der Universität Stuttgart

Wien mit Rudolf Steiner nach Stuttgart gekommen. Sie besuchte die 1919 gegründete Freie Waldorfschule auf der Uhlandshöhe, später ebenso auch die drei Kinder Sabine (geb. 1953), Charlotte (geb. 1954) und Stefan (geb. 1957).
Die Motivation, im Zusammenhang mit der günstigen wirtschaftlichen Lage im aufstrebenden Westdeutschland neue Aufgaben zu suchen, war sehr groß. Für den Berufsstart waren die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen sowie die gute Wettbewerbssituation denkbar günstig. Gekennzeichnet durch großen Optimismus, aber auch durch die Verpflichtung, für ihre Familien sorgen zu müssen, begannen Behnisch und Lambart einen ersten, gemeinsamen Wettbewerb für die Kreishandelsschule in Schwäbisch Gmünd, der 1952 entschieden wurde. Die mit dem 2. Preis ausgezeichnete Arbeit erhielt den Vorzug gegenüber dem 1. Preis, weil sie ein Satteldach und nicht wie dieser ein Flachdach hatte. Mit Behnischs altem Motorroller wurde die Fahrt zur Vorstellung beim Landrat nach Schwäbisch Gmünd angetreten. Trotz eines Unfalls mit dem Motorroller bei der Stuttgarter Schwabengarage in der Neckarstraße und ihres anschließend ramponierten Aussehens setzen die jungen Architekten die Fahrt fort. Die Bedenken des Landrats wegen des jungen Alters und der mangelnden Erfahrung waren bald ausgeräumt: Behnisch entgegnete diesen mit der Bemerkung: „*Herr Landrat, ich bin fast dreißig, und irgendwann wird der Lambart auch mal dreißig.*“[19] Den jungen Architekten wurde ein Scheck mit dem Startbudget von 10.000.- DM ausgehändigt, „*bevor überhaupt ein Strich gezeichnet war*“[20] - ein außergewöhnlicher Vertrauensbeweis. Bruno Lambart und Günter Behnisch bestätigten, später nie wieder einen so vertrauensvollen Bauherrn gehabt zu haben.
Behnisch kündigte seine Mitarbeit bei Rolf Gutbrod, und die Zwei-Zimmer-Wohnung von Bruno Lambart in der Zeppelinstraße in Ostfildern-Kemnat wurde erster Bürositz von „Lambart + Behnisch“[21]. Behnisch setzte seine Assistententätigkeit bei Günter Wilhelm bis 1955 fort. Sämtliche Einkünfte der beiden Architekten wurden „in einen Topf geworfen“, um die Fertigstellung der Sommerrainschule und die Arbeit an der Kreishandelsschule zu ermöglichen. Schon bald bezog Lambart eine neue Wohnung in der Oelschlägerstraße 13, die zugleich auch die Büroadresse war. In der Folgezeit wurde von verschiedenen Adressen im südlichen Stuttgarter Raum aus an zahlreichen Wettbewerben teilgenommen. Einige Wettbewerbe wurden auch getrennt von den jeweiligen Wohnadressen aus bearbeitet.
Mitarbeiter in diesen frühen Jahren waren u.a. die Studenten und späteren Partner Fritz Auer und Carlo Weber, die beide seit dem Zwischenpraktikum 1955 im Büro tätig waren. Auer und Weber kannten Behnisch von der Technischen Universität Stuttgart, wo dieser als Assistent Korrekturen für das Pflichtfach des konstruktiven Entwerfens betreute und durch seine „ungezwungene, persönliche Art und Gelassenheit“ auffiel, wie Fritz Auer bemerkte: „Besonders sympathisch war mir, dass er immer im kurzärmeligen Hemd und Sandalen erschien. Während sich die anderen Assistenten als kleine Professoren gaben, schien mir Behnisch ständig in Ferienstimmung zu sein; er hätte genauso gut ein etwas älterer Student sein können, der das Studium nur seinem spendablen Vater zuliebe betreibt, um, von Zuhause ungestört, seinen Liebhabereien nachgehen zu können.“[22] Die Zusammenarbeit mit Fritz Auer und Karlheinz Weber, der sich später Carlo Weber nannte, bestand fast kontinuierlich etwa 25 Jahre - unterbrochen nur durch einen Aufenthalt Fritz Auers 1958 bis ca. 1961 in Amerika, wo er an der Cranbrook Academy of Arts studierte und bei Yamasaki in Detroit tätig war.
Hinzu kamen etwa zur gleichen Zeit auch Erhard Tränkner (ab ca. 1955), Winfried Büxel (ab ca.1958) und Manfred Sabatke (ab ca. 1959) sowie auch Horst Bidlingmeier (ab ca. 1955), Harry Ludszuweit (ab ca. 1955), Frohmut Kurz (ab ca. 1960) und Lothar Seidel, der ab ca. 1957 in Projektpartnerschaften Arbeiten u.a. aus dem Bodenseeraum betreute.

5-6 Büro Äckerwaldstraße, links 1965: Sabatke, Büxel, Auer, Behnisch, Tränkner, Weber; rechts 1967: Auer, Tränkner, Büxel, Weber, Behnisch

Die „harmonische, lockere Zusammenarbeit“[23] - wie Bruno Lambart bemerkte - bestimmte das ausgeglichene und gleichberechtigte Klima im Büro. Auch der Zwischenpraktikant Fritz Auer war über das legere, eher unordentliche Büro im Dachgeschoss eines Einfamilienhauses und über die angenehme, familiäre Atmosphäre überrascht, mit der die häufige Nacht- und Sonntagsarbeit erträglicher war. Er bemerkte aber auch den „früh morgendlichen,

[19] Günter Behnisch, zitiert nach Bruno Lambart im Gespräch mit der Verfasserin am 22.11.1999
[20] Bruno Lambart, 22.11.1999, a.a.O.
[21] 1952-1956 unter der Bezeichnung „Lambart + Behnisch“, ab ca. 1956 nach Gründung des Düsseldorfer Büros „Behnisch + Lambart“ in Stuttgart sowie „Lambart + Behnisch“ in Düsseldorf
[22] Fritz Auer: Architekten über Architektur, Vortrag TU München 1972, AAW
[23] Bruno Lambart, 22.11.1999, a.a.O.

pünktlichen Beginn und die knappe Bezahlung“, mit einer „nach oben hin nicht limitierten“ Arbeitszeit als für Behnisch „unumstößliche Voraussetzungen für ein gesundes Büro“[24], welche dieser schon damals praktizierte. Formale Entscheidungen wurden in wechselseitigem Einverständnis von beiden Partnern gleichermaßen getroffen. Nach dem Bau der Kreishandelsschule in Schwäbisch Gmünd (1952-1954) gab es in den Jahren 1952-1960 unter zahlreichen Beteiligungen noch weitere Wettbewerbserfolge und daraus hervorgehende Aufträge, so u.a. das Mädchengymnasium in Schwäbisch-Gmünd (1954-1956), das Kreisverbandsgebäude in Schwäbisch-Gmünd (1955-1957), die Volksschule in Lorch (1955-1960), das Hohenstaufengymnasium in Göppingen (1956-1959) und die Ingenieurschule in Ulm (1959-1963). Aber auch Direktaufträge konnte das Büro schon verbuchen, so neben einigen Schulen im Düsseldorfer Raum u.a. für die Vogelsangschule in Stuttgart (1955-1961).

Nachdem sich die Wettbewerbssituation in Süddeutschland verschlechtert hatte, versuchte das Büro, über den noch bestehenden Düsseldorfer Wohnsitz von Lambart im Rheinland neue Aufträge zu erlangen. Ab ca. 1955 wurde in der Schillerstraße 12 in Düsseldorf offiziell das Büro „Lambart + Behnisch“ gegründet, in einem von Lambart ohne Mitwirkung von Behnisch erbauten Wohn- und Geschäftshaus. Das Stuttgarter Büro - jetzt unter der Leitung von Günter Behnisch - nannte sich nun „Behnisch + Lambart“. Viele Wettbewerbe wurden nur unter dem Namen Lambart geführt, weil nur er teilnahmeberechtigt war. Die wichtigsten Bauten im Düsseldorfer Raum waren u.a. die Volksschulen in Duisburg-Hüttenheim (1954-1959) und Duisburg-Ungelsheim (1954-1958) sowie in Burscheid (1955-1957).[25]

Die Wettbewerbstätigkeit hatte für Günter Behnisch und Bruno Lambart schon in den 50er Jahren große Bedeutung, nicht nur als Mittel der Akquisition. Sie war für Behnisch + Lambart eine zwar mühsamere, aber letztlich erfolgreichere Methode um die Bewerbung mit Architektur für einen Auftrag. „Durch gewonnene Wettbewerbe kommt man als Architekt in eine ganz andere Position.“[26] Die Art dieser Auftragsbeschaffung bedeute nicht nur Freiheit in der Entfaltung der eigenen Ideen, sondern geschehe auch im Bewusstsein, als Preisträger unter vielen Bewerbern hervorzugehen. In der Folgezeit wurden etwa 10-30 Wettbewerbe pro Jahr absolviert. Damals noch hauptsächlich Mittel zur Erlangung von Aufträgen, betrachtete Behnisch später darin auch eine Nachausbildung für die Mitarbeiter, wodurch große Fertigkeiten, Erfahrung und Kenntnisse im Entwerfen erlangt werden können: um neue Ideen weiterzuentwickeln und neue Vorstellungen weiterzugeben.

Anfang der 60er (ca. 1961/62) Jahre trennten sich Günter Behnisch und Bruno Lambart aufgrund der räumlichen Distanz und aus wirtschaftlichen Gründen. Die letzte in Zusammenarbeit der Partner entstandene Arbeit war im Archiv Lambart das Gymnasium in Bonn-Duisdorf (Wettbewerb, 1. Preis, 1960-1963), im Archiv Behnisch fand sich als letzte Arbeit die Realschule mit Fest- und Sporthalle in Wermelskirchen (Gutachten, 1. Stelle, 1962-1965). Auch der nachlassende Austausch war ein Grund für die wirtschaftliche Trennung der Büros. Nach einer neuen Firmierung durfte Bruno Lambart in Stuttgart, Günter Behnisch in Düsseldorf nicht mehr als Partner auftreten.

Bedeutung von Bauten für die Erziehung im Werk von Günter Behnisch

Dem Schulbau im Werk von Behnisch kommt eine besondere Bedeutung zu, sowohl in Bezug auf die Menge an Projekten und Bauten als auch der Qualität dieser Bauaufgabe entsprechend. Durch die enge Beziehung zu den gesellschaftlichen Entwicklungen kann der Schulbau als Impulsgeber für den inhaltlichen Wandel und für die Veränderungen in seinem Werk betrachtet werden. Weltanschauliche, gesellschaftspolitische und soziale Gesichtspunkte fließen in die neuen Wettbewerbe und Aufgabenstellungen mit ein. Im Gegensatz zu dem nicht wirklich radikalen Neuaufbau der Städte und der Neustrukturierung des Wohnbaus wurde im Schulbau eine wirkliche Erneuerung im pädagogischen Sinne wie auch - zwar zögernd, aber doch weitgehend - in der baulichen Umsetzung versucht. Die Motivation für das starke Engagement im Schulbau war zum einen die katastrophale Situation der Schulen nach dem Krieg und damit verbunden die große Förderung des Schulbaus durch die Hochbauämter mit zahlreichen ausgeschriebenen Wettbewerben. Aber auch die Weiterentwicklung der von Günter Wilhelm vorgedachten Ideen waren Anreiz und Motivation für die Konzentration der Arbeit auf Bauten für die Erziehung. Ein Großteil der bis 1959 durchgeführten Wettbewerbe und fast alle realisierten Bauten des Büros waren Schulen.

Der Anteil der Schulen (ohne Sporthallen) im Werk von Behnisch lag in den 50er und 60er Jahren bei etwa 70 %, sank dann aufgrund eines veränderten Bedarfs sowie auch eines stärkeren Engagements bei anderen Bauaufgaben und privaten Bauherren auf 35-40% in den 70er, und auf 30% in den 90er Jahren. Im Vergleich dazu waren die Investitionen des Stuttgarter Hochbauamtes in den Schulbau und dessen Anteil am Gesamthochbauvolumen bis etwa 1960 stetig steigend, dann bis 1968 rückläufig und danach wieder stark ansteigend. Das Volumen entsprach etwa sechs bis sieben Schulhäusern pro Jahr im Zeitraum 1950-1972. Der Anteil des Schulbaus im Werk von Günter Behnisch war deutlich höher als der Anteil des Schulbaus insgesamt am allgemeinen Hochbauvolumen.

[24] Fritz Auer: Architekten über Architektur, a.a.O.
[25] S. a. Werkbericht Teil 1, Bruno Lambart + Partner, 1980, Archiv Lambart
[26] Bruno Lambart, 22.11.1999, a.a.O.

Schulbauentwicklung bis 1945

Um die Situation zu verdeutlichen, auf die Günter Behnisch bei der Gründung seines Büros traf und die u.a. zum starken Engagement im Schulbaubereich führte, soll die Geschichte des Schulbaus kurz aufgezeichnet werden.

Die verschiedenen Zweige des allgemeinbildenden Schulwesens waren unterschiedlichen Ursprungs. Lateinschulen gab es seit dem Spätmittelalter, Volksschulen entstanden im 16. Jh. aus Küsterschulen. Beide gelten als die Vorgänger der heutigen höheren Lehranstalten. Im 17. und 18. Jh. wurde der Pflichtunterricht an Volksschulen eingeführt, der für alle Kinder aber erst im 19. Jh. verwirklicht werden konnte. Im 18. Jh. entwickelte sich die Volksschule zu einer Art Handwerks- und Industrieschule für Arme. Im 19. Jh. wurde unter dem Einfluss Pestalozzis und Herbarts versucht, diesen Status der Volksschule zu verändern und sie zu einer Elementarschule einer allgemeinen Bildung für Kinder aller Schichten zu machen. Das Streben nach einer mittleren Bildung führte zur Gründung von Realschulen.[27] Es entwickelten sich eine ganze Reihe von verschiedenen Schultypen für die mittlere und höhere Bildung, die sowohl in den preußischen „Allgemeinen Bestimmungen“ von 1872 als auch 1910 durch einheitliche Lehrpläne zusammengefasst werden sollten. Die sich herausbildenden drei Schularten der Volksschule, Mittelschule und der höheren Schule waren bis zum Anfang des 20. Jh. den bestimmten Lebenskreisen und entsprechenden kulturell-sozialen Schichten vorbehalten. Erst mit der Weimarer Verfassung wurde die Schulaufnahme nach Begabung und Neigung, unabhängig von der gesellschaftlichen Stellung maßgebend. Um 1900 wurde das Kind zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen und neue Erkenntnisse führten zur Änderung der Lehrinhalte und der Lehrverfahren. Schulbauten im eigentlichen Sinn entstanden erst ca. um 1700. Es waren jedoch meist anspruchslose Zweckbauten, mit dem im Äußeren deutlich erkennbaren Prinzip des inneren Schulbetriebes: Zucht und Ordnung, Geist der Sparsamkeit, Kargheit der Atmosphäre, sowohl in Bezug auf Architektur wie auch auf Bildung. Die Schulmeister waren oft in Kasernenton unterrichtende, ausgediente Feldwebel und Wachtmeister mit geringer pädagogischer und fachlicher Vorbildung.

7 Schulstube im 19. Jahrhundert

Die nach dem Zweiten Weltkrieg bestehenden Schulbauten waren zumeist seit dem Ende des 19. Jh. im Zuge der Schulreform von 1870 gebaut worden. Der geistige Wandel der Schulen zu einer liberaleren Erziehung hatte sich nicht auf den Schulbau übertragen. Wie auch bei anderen Bauaufgaben stand hier die Betonung des repräsentativen Charakters im Stadtbild im Mittelpunkt. Es wurden zwar schon Spezialklassen für die naturwissenschaftlichen Fächer vorgesehen, z.T. sogar schon Turnhallen, aber eine bewusste Einstellung auf die Bedürfnisse der Kinder fand nicht statt. Die doppelbündigen, 3-4 Stockwerke hohen Gebäude mit 4-5 qm nicht überbauter Fläche je Schüler waren zumeist schlecht belichtet und konnten nur ungenügend belüftet werden. Diese Entwicklung wurde durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, in dem jedoch nur wenige Schulbauten zerstört wurden.

8 Elisabeth-Schule München 1900, Theodor Fischer

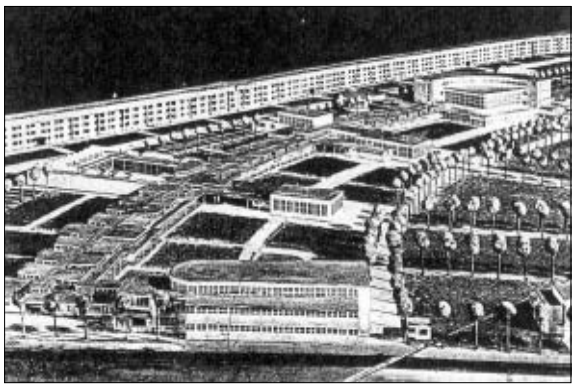
Erst ab etwa 1920 wurde durch Gedanken und Ideen der Reformer auch unter den Architekten ein Bewusstsein für die Bedeutung der Bauten für die Schule und die Wichtigkeit des erzieherischen und bildenden Einflusses der Umgebung der Kinder erkannt. Die „Moderne“ erfasste nun auch den Schulbau. Ermöglicht wurde diese Entwicklung durch die demokratische Gesellschaftsform der Weimarer Republik. Die Ideen Heinrich Pestalozzis sowie Friedrich Fröbels wurden wieder aktuell und die Waldorfschulbewegung von Rudolf Steiner[28] sowie die Montessori-Schulen der italienischen Pädagogin Maria Montessori erlangten Popularität. Ebenso wurden andere Bestrebungen seit Beginn des 20. Jahrhunderts wirksam, u.a. wurde die Arbeitsschule von Georg Kerschensteiner[29] zu einem Begriff gegen die rein wissensvermittelnde Schule, für die selbstständige Schülerarbeit und die Hinwendung zu staatsbürgerlichem Verhalten und selbstverantwortlichem Bürgersinn des Einzelnen. Die Reformbewegung und -pädagogik der zwanziger Jahre betrachtete das Kind als Mittelpunkt einer reformierten Schulhausarchitektur. Das Kind wurde als Individuum in der Gemeinschaft begriffen, was durch neue, aufgelockerte und freiere Unterrichtsmethoden ebenso wie durch eine neue Schularchitektur erreicht werden sollte.

Zum ersten Mal wurde versucht, für die Bauaufgabe Schule einen charakteristischen Ausdruck zu erreichen, der über die funktionellen Aspekte hinaus das gesellschaftlich-pädagogische Konzept in ihrer Gestalt zeigen sollte. Bestandteil der neuen Schule waren Gruppen- und Gemeinschaftsräume und Spezialräume für handwerkliches Arbeiten, Musik und Sport. Dem Ideal der 20er Jahre nach Licht-Luft-Sonne entsprechend, sollten die Schulen eine direkte Verbindung zur Natur haben. So entstanden vor allem Flachbau- und Pavillonschulen, Waldschulen und auch mehrstöckige Freiluftschulen. Eine der wichtigsten Schulen dieser Bewegung war die schon erwähnte,

[27] S. dazu u.a.: Eugen Bauer: Schulbau pädagogisch gesehen, Villingen 1963, S. 1ff; und: Historische Vorbemerkungen, in: Architekturwettbewerbe 30/1960, Nr. 30, S. 3-4
[28] S. dazu u.a.: Rudolf Steiner: Die Erziehung des Kindes vom Gesichtspunkt der Geisteswissenschaft, Dornach 1907
[29] Georg Kerschensteiner: Begriff der Arbeitsschule, Leipzig/Berlin [7]1928 (1912)

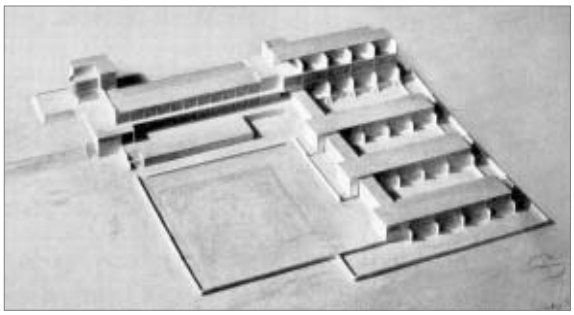
1930 von Johannes Duiker in Amsterdam erbaute Freiluftschule, die später von Behnisch als wichtiges Vorbild benannt wurde. Bei maximaler Belichtung und Besonnung der Klassen durch deckenhohe Verglasungen erhielt jedes Klassenpaar bzw. jedes Stockwerk eine überdachte und windgeschützte Terrasse, die auch bei schlechtem Wetter benutzt werden konnte. Auch die Deckenheizung für ein angenehmes Raumklima war eine Besonderheit dieses Baus (s. Kap. A).

Der Pädagoge Fritz Karsen entwickelte mit Bruno Taut in Berlin einen neuen Schultyp, der von pädagogischen und umfassenden allgemeinbildenden Gesichtspunkten ausging und nicht auf wissensvermittelnden Unterricht ausgerichtet war. Der „Arbeitsunterricht“ sollte dem Schüler selbst die Fähigkeit zum selbstständigen, aktiven Erarbeiten des Lehrstoffs mit dem Lehrer als „beratendem Mitarbeiter“ vermitteln. Die „parlamentarisch“ sich formierenden Arbeitsgruppen benötigten völlig andere räumliche Voraussetzungen, so z.B. schattenfreies Tageslicht durch drei- bzw. vierseitige Belichtung von oben, realisiert in Flachbauten in Verbindung mit Freiluftunterricht. Hier fand zum ersten Mal eine wirkliche Zusammenarbeit von Pädagogen und Architekten statt. Die Organisation nach einem neuen Fachklassenprinzip sollte die Zusammenfassung von mehreren Schulformen in einem Gebäudekomplex zu einer Gesamtschule ermöglichen. Realisiert wurde nur der Bau einer Probeklasse, das Konzept war jedoch wegweisend.[30]



9-10 Dammwegschule Berlin-Neukölln 1925, Bruno Taut: Teilmodell mit Wohn-Randbebauung und realisierte Probeklasse

Auch Ernst May in Frankfurt wurde durch Fritz Karsen angeregt. Die Reformschule am Bornheimer Hang in Frankfurt 1929-1930 (s. auch Teil A) hatte ein wesentlich differenzierteres Raumprogramm und dem kindlichen Maßstab entsprechende Räume. Martin Elsässer sprach 1957 in Bezug auf die 20er Jahre vom beginnenden „Jahrhundert des Kindes“[31], das sich jetzt nach dem Krieg bei fortschrittlich denkenden Pädagogen und Architekten begann, bemerkbar zu machen: „Diese fortschrittlichen Männer der Erziehung und des Baufaches kämpften bewusst gegen den immer noch herrschenden Geist der Schulkasernen und der Erziehung von Untertanen und setzten sich als Bildungsideal die Erziehung der Kinder zu freien und verantwortungsbewussten Persönlichkeiten zum Ziel. Der freie Bürger, der selbstständige und selbstverantwortliche Mensch sollte in der Schule herangebildet werden.“[32]



11 Reformschule am Bornheimer Hang Frankfurt 1929, Ernst May

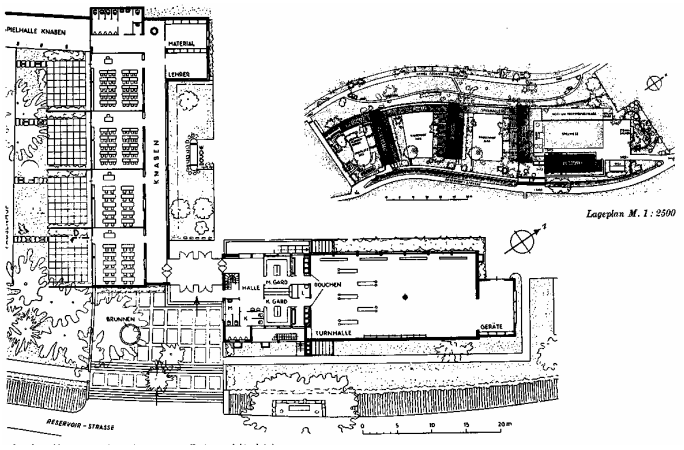
12 Altstädter Volksschule in Celle 1927, Otto Haesler

13 Römerstadt Frankfurt 1928, Ernst May; Schule von Martin Elsässer im Hintergrund links zwischen geschwungener Riegeln

[30] S. dazu: Fritz Karsen; Bruno Taut: Die pädagogische Grundlage neuzeitlicher Großstadtschulen. Die neue Schule am Dammweg in Berlin-Neukölln, in: Bauwelt 46/1928, S. 1090-1100
[31] Benannt nach der schwedischen Lehrerin Ellen Key: Das Jahrhundert des Kindes, 1902
[32] Martin Elsässer: Das Schulhaus gestern und heute, in: Reinhard Jaspert (Hrsg.): Handbuch moderner Architektur, Berlin 1957, S. 621-622

Nur wenige Schulen entstanden nach Idealen der Weimarer Republik, u.a. die Altstädter Schule in Celle 1927 von Otto Haesler und die Schule in der von Ernst May geplanten Römerstadt in Frankfurt 1928, gebaut von Martin Elsässer, die durch einen 1994 fertiggestellten Ergänzungsbau von Behnisch & Partner vergrößert wurde.

Die Ideen der 20er Jahre konnten aber nicht umfassend greifen. Erst nach den umfangreichen Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg flossen die schon seit der Jahrhundertwende begonnenen pädagogischen Forderungen auch in die bauliche Gestaltung mit ein. „Der stärkere Reformimpuls der zwanziger Jahre hatte nicht die Chance, auf totaler Zerstörung neu aufzubauen wie das sehr viel schwächere Reformstreben, das nach 1945 einsetzte.“[33]
Die Verbindung zu gleichlaufenden Bestrebungen im europäischen Ausland und auch in Amerika waren ab 1933 unterbrochen worden. Nach der Machtergreifung 1933 wurden nur wenige Schulen, zweibündig und zumeist zweigeschossig sowie mit Satteldach gebaut. Die Reformbestrebungen wurden durch das „Führerprinzip“ abgelöst. Vor allem im europäischen Ausland entfalteten die neuen Schulen der 20er Jahre ihre Wirkung. Die Entwicklung konnte sich in den 30er Jahren fortsetzen. So entstanden u.a. in der Schweiz[34], in Holland und in Skandinavien[35] zahlreiche neue Schulen, die dann wiederum in den 50er Jahren in Deutschland als vorbildlich galten. Insbesondere die skandinavischen Hallen- und Pavillonschulen hatten große Wirkung auf die Schulbauten der 50er Jahre, so z.B. die Schule am Sund im Kopenhagen 1937-1938, die Langbrodal- Volksschule in Stockholm 1947-1948 und nach dem Krieg die Munkegaard-Schule in Gentofte/Kopenhagen 1952-1956 von Arne Jacobsen. Aus der Schweiz waren u.a. die Bruderholzschule in Basel 1939 von Hermann Baur[36] und das Sekundarschulhaus Letzi in Zürich 1955-1957 von Ernst Gisel[37] bekannte Vorbilder.



14-15 Bruderholzschule Basel, 1939, Hermann Baur: Lageplan, Grundriss EG, Klassenzimmer

16 Munkegaard-Schule Gentofte/Kopenhagen 1952-1956, Arne Jacobsen

17 Reisebericht 1951, Günter Wilhelm

[33] Hellmut Becker, in: Karl Otto: Schulbau. Beispiele und Entwicklungen, Stuttgart 1961, S. 12
[34] S. dazu: Hans Volkart: Schweizer Architektur, a.a.O.; Alfred Roth: Das neue Schulhaus, Zürich [1]1950 und [2]1957 und [4]1966
[35] S. dazu: Hans Krajewski; Günter Wilhelm: Reisebericht „Schulbau in Skandinavien“, Bremen/Stuttgart 1951
[36] Erwähnt u.a. in: Günter Wilhelm: Schulbau heute. Vorträge und Entschließungen bei der Schulbautagung in Stuttgart, Stuttgart 1950, S. 14 und ders., in: aw 21/1957, S. 9
[37] S. u.a.: Alfred Roth, a.a.O., hier [2]1957 und [4]1966

Schulbau und neue demokratische Gesellschaftsordnung nach 1945

Eine wesentliche und wichtige Aufgabe des neuen Staates war eine grundlegende Reform des Schulwesens, verbunden mit dem Bau von neuen Schulen nach konzeptionell neuen, zeitgemäßen Richtlinien. Der gesellschaftliche Umbau, die Veränderung der Stellung der Familie und auch der Frau nach 1945, existenzielle Probleme als Folgeerscheinungen des verlorenen Krieges und Verarmung führten neben Wohnungs- und Schulraumnot zur politischen und menschlichen Unsicherheit auch über Sinn und Ziele der Erziehung in der neuen Gesellschaftsordnung. Der Rolle der Erziehung beim Aufbau der neuen Demokratie und deren Bauten kam eine besondere Bedeutung zu: Es sollte nicht nur eine Abgrenzung zu den alten Schulkasernen und vor allem zur Auffassung der Jugenderziehung im Dritten Reich geschaffen werden, sondern ein grundlegend neuer Zusammenhang von Schule und Gesellschaft gesehen und sichtbar gemacht werden.

Die Neuorganisation der Bildungseinrichtungen war ein wichtiger Bestandteil der Umerziehungsmaßnahmen der Besatzungsmächte. Bei der politischen Diskussion um die Organisationsformen wurden insbesondere von den Amerikanern Empfehlungen auf der Basis ihrer eigenen Schulsysteme gemacht, jedoch Regelungen zur Vermeidung unterschiedlicher Schulformen in den verschiedenen Besatzungszonen vereinbart. Der individualistische Ausgangspunkt der 20er Jahre war verschoben zugunsten einer umfassenden, auf Kind und Gesellschaft als Ganzes bezogenen Betrachtungsweise. Die Erfordernisse eines demokratisch organisierten Gemeinwesen standen im Mittelpunkt der Betrachtungen.
Hans Scharoun betonte die wesentlich erweiterten Aufgaben der Schule in einem Vortrag 1960 auf der XII. Triennale in Mailand: „Die wichtigste Aufgabe der Erziehung ist die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft, seine Entwicklung zu einer persönlichen Verantwortung. (...) Es geht dabei nicht nur um Wissensmehrung, sondern um Erlebnisvermittlung und Bewusstseinsbildung, damit der Einzelne den echten Kontakt zum öffentlichen Leben und Beziehung zur politischen Gemeinschaft finden kann. (...) Ein Schulbau darf nicht Abbild machtpolitischer Repräsentation sein und auch nicht primär Produkt einer technischen oder künstlerischen Perfektion. Wie jedes Bauwerk sollte eine Schule eine Vorstellung von der Weise des Lebens vermitteln - wie Demokratie als universales Prinzip, eine Weise des Lebens verwirklichen soll.“ [38]

Besondere Bedeutung bekam der Bau von Schulen auch deshalb, weil diese immer mehr Funktionen der Familie übernehmen mussten. Martin Elsässer sprach von einer neuen gewichtigen Aufgabe der Schule, „(...) großen Teilen der Jugend eine neue Heimat zu bieten und einen Ersatz dafür, dass häufig die Eltern der Kinder verschuldeter- oder unverschuldeterweise den Teil der Erziehung und Betreuung der Kinder nicht mehr zu leisten vermochten, der bisher dem Elternhaus vorbehalten war“[39]. Die Schule musste neue und stetig anwachsende Aufgaben und Verantwortung bei der Miterziehung übernehmen. Sie sollte nicht mehr nur Lehranstalt zur Wissensvermittlung, sondern Ort zur Vermittlung von sozialen Fähigkeiten und Anlagen und zur Kritikfähigkeit sein. Hellmut Becker über die zeitgemäße Bedeutung des Schulbaus in einem Aufsatz von 1961: „Diese Gesellschaft ist nicht mehr durch ein einheitliches Leitbild der Menschen zusammengehalten; ihre verschiedenen Gruppen vertreten verschiedene Leitbilder. Daher ist diese Gesellschaft ein Versuch, in Freiheit zu leben und diese Freiheit durch Kooperation der Einzelnen und der Gruppe möglich zu machen. Die Schule ist vielmehr der Ort, an dem Menschen mit verschiedenen Leitbildern zusammenwirken. (...) Die Schule muss heute einen erheblichen Teil der Bildungsarbeit leisten, die früher Familie und Stand geleistet haben.“[40] Eine eigene Bauform müsse vom Bildungsauftrag der Schule her entwickelt werden und in Wechselbeziehung stehen mit den zu entwickelnden Eigenschaften. „Das Weltverständnis kann nur vermittelt werden, wenn in der Schule bereits etwas von der Welt mit eingebaut ist, in die der Schüler sich später gestellt sehen wird. (...) Der Stil der Schule wird eines Tages auf andere Bauten ausstrahlen. (...) Die Schule ist nicht nur Ausdruck der in ihr wirkenden Kräfte. Sie muss zugleich die Möglichkeit künftiger Entwicklungen baulich vorwegnehmen.“[41]

Die Weltoffenheit der Schule sollte bauliche Gestalt annehmen durch offene Räume, Transparenz, Integration in die Landschaft oder das Stadtbild und auch der Tragfähigkeit des demokratischen Staates dienen und als dessen Symbol für Offenheit und Toleranz gelten. Auch Adolf Arndt betonte in seinem Vortrag von 1960 über die „Demokratie als Bauherr“ die Bedeutung der inneren Vorgänge und bezog sich dabei auf Heideggers Gedanken aus dem Darmstädter Gespräch 1951 sowie auf Scharouns „Schulwohnung“: „Sollte es nicht einen Zusammenhang geben zwischen dem Öffentlichkeitsprinzip der Demokratie und einer äußeren wie inneren Durchsichtigkeit und Zugänglichkeit ihrer öffentlichen Bauwerke? Nehmen wir als Beispiel öffentlichen Bauens die Schule. Ob ich die Schüler in die schmutziggelben Ziegelbauten einkaserniere, wie sie uniform auch für die Feuerwehr oder das Katasteramt jederlei Behörde einst üblich waren, oder ob ich sie hinter Stahl und Glas mit Sachlichkeit und Stoffgerechtigkeit einkastele, ist allenfalls ein hygienischer Unterschied. Wenn Bauen Wohnen und wenn Bauen ein Stiften und Fügen geistiger Räume sein soll, muss dann nicht in einer Demokratie der begehbare Schul-Zeit-Raum zur Schulwohnung werden, die sich in Ruhe und Bewegung so aufgliedert, dass sie den Schüler dazu geleitet, seiner selbst als politischer Mensch bewusst zu werden und mit sich ins Gleichgewicht zu kommen? Hierin liegt anscheinend das Ziel des ‚neuen Bauens’, das sich organisch nennt und das Gebaute als Gliedmaßen

[38] Hans Scharoun: Raum und Milieu der Schule, in: aw 31/1961, S. 10-13
[39] Elsässer, Martin, a.a.O., S. 622
[40] Hellmut Becker, a.a.O., S. 13
[41] Hellmut Becker, a.a.O., S. 14ff

versteht, mit denen ein Mensch seiner selbst mächtig wird, die man aus politischer Sicht vielleicht humane Bauweise nennen könnte."[42]

Schulbau nach dem Zweiten Weltkrieg in Stuttgart

Die pädagogischen Reformideen der Nachkriegszeit und die Ideale der Licht-Luft-Sonne-Bewegung der 20er Jahre, zusammen mit dem städtebaulichen Leitbild der 50er Jahre von der „gegliederten und aufgelockerten Stadt" - in Übereinstimmung mit dem Zeitgeist - entsprachen bis zum Ende der 50er Jahre auch den Leitmotiven im Schulbau. Zusammen mit den Umerziehungsmaßnahmen der Besatzungsmächte sowie mit den Einflüssen aus dem Ausland - in Stuttgart vor allem durch Hans Volkarts Schweizer Schulbaubeispiele[43] und Günter Wilhelms USA- und Skandinavienreisen[44] vermittelt - waren sie die Grundlage für die neuen Schulbauten nach dem Krieg. Nach 1945 musste jedoch zunächst auf die katastrophale Situation des Schulwesens reagiert werden: Mangel an Unterrichtsräumen, schlechte hygienische Bedingungen, Lehrermangel, fehlendes Material. Durch die umfangreichen Kriegszerstörungen bestand eine große Schulraumnot. In Stuttgart waren von 142 Schulgebäuden, die zum großen Teil aus der Gründerzeit stammten, 33 total zerstört und nur 42 fast unbeschädigt. 1945 standen etwa 582 benutzbare Räume gegenüber ca. 2000 im Jahr 1939 zur Verfügung.[45] Die Schüler wurden in Schichtunterricht mit etwa 50 Kindern je Klasse (60-70 qm) unterrichtet. Der quantitative Mangel wurde durch steigende Kinderzahlen und Flüchtlinge sowie durch zahlreiche Forderungen aus den Schulreformen ab 1950 noch verstärkt. Neben dem quantitativen herrschte aber auch ein großer qualitativer Mangel. Durch die Verkümmerung des Schulbaus zwischen 1900 und 1945 bestanden zumeist nur unzureichende Räumlichkeiten aus der Gründerzeit. Bis 1950 wurden ausschließlich alte Schulgebäude instandgesetzt, die z.T. noch als akzeptabel betrachtet wurden.

Nach 1950 setzte eine umfangreiche Bautätigkeit ein, welche die Chance hatte, mit dem Wiederaufbau eine bauliche Erneuerung des Schulwesens aus der pädagogischen, sozialen und hygienischen Situation der Gegenwart zu verbinden. Zunächst wurde das dreigliedrige Schulsystem restauriert und wiedereingesetzt. In der Schulbautagung 1950[46] in Stuttgart wurden konkrete Richtlinien und Empfehlungen formuliert. Sie war ein erster Schritt hin zu einer gesamten Neuordnung des Schulwesens entsprechend den veränderten gesellschaftlichen Bedingungen. Neben den planerischen Forderungen der Einbindung von Schulentwicklungsplanungen als fester Bestandteil aller Bebauungspläne und der Empfehlung zur Ausschreibung von Wettbewerben waren vor allem pädagogische Forderungen im Hinblick auf die kindlichen Bedürfnisse und der daraus abzuleitenden Anforderungen an den Schulbau Inhalt der Richtlinien:

- Überschaubare, kleine Anlagen mit höchstens 12 Klassen für je max. 40 Schüler
- Lage des Gebäudes abseits von Verkehr und Hauptstraßen in Verbindung mit Natur und in großzügige Grünflächen eingebettet, für Erholung, Spiel und Sport, als Teil einer Siedlung oder eines Wohnbezirks (Geländeanforderung 20-25 qm je Schüler, s.a. Schweiz, Schweden)
- Flachbauten in aufgelockerter Bauweise, wenn möglich eingeschossig, insbesondere für Volksschulen
- Berücksichtigung der Grundsätze der Freilufterziehung mit Möglichkeiten zum Unterricht im Freien, Forderungen nach Licht, Luft, Sonne, Wasser (analog der Ideale der 20er Jahre)
- Überdeckte Pausenplätze
- Wichtigkeit des Klassenraums als Zelle des Schulhauses, der einen organischen Übergang vom Familien- zum Schulleben schaffen soll
- Ost- bis Südlage mit entsprechendem Sonnenschutz (später Südlage)
- gleichmäßige Beleuchtung, Kunst- und Tageslicht, wenn möglich zweiseitige Belichtung, blendfrei, Querlüftung
- bewegliches Mobiliar und dafür erforderliche Raumtiefe von min. 6,50 m (später sogar 8 m) und Raumhöhe von 3,20 m
- möglichst quadratische Klassenform: variable Möblierung möglich, fördert Gefühl des Kindes, gleichwertiges Glied in der Gemeinschaft zu sein (keine bevorzugten Plätze), Beziehung und Nähe zur Lehrperson, besseres Vertrauens- und Arbeitsverhältnis
- richtige farbliche Gestaltung, wenige Kontraste hell-dunkel; Ausnutzung der natürlichen Farbigkeit der Baustoffe
- Garderobenräume und Gemeinschaftsräume je Klasse

Schon auf dieser Tagung betonte Günter Wilhelm die Wichtigkeit des Gebäudes für die neuen pädagogischen Ziele: „Über die neue Erziehung wird viel gesprochen und geschrieben, aber nur ganz wenige Menschen machen sich klar, wie sehr der Erfolg der neuen Erziehung vom Entwurf und der Gestaltung der neuen Schulhäuser abhängen wird. Die Geschichte des Schulbaus lehrt eindringlich, dass oft genug die Schulgebäude von gestern für die lebende Generation ein unüberwindliches Hindernis bei der Verwirklichung ihrer Erziehungsabsichten und Unterrichtsziele bildeten. Unsere bestehenden Schulhäuser hinken weit zurück hinter dem neuen Wollen in der

[42] Adolf Arndt: Demokratie als Bauherr. Vortrag in der Akademie der Künste, Berlin 1960, in: Ingeborg Flagge; Wolfgang Jean Stock (Hrsg.): Architektur und Demokratie. Ostfildern 1992; Vgl. auch Darmstädter Gespräch „Mensch und Raum", Hans Scharoun
[43] Hans Volkart: Schweizer Architektur, a.a.O.
[44] Krajewski; Wilhelm: a.a.O.
[45] Stadt Stuttgart Hochbauamt (Hrsg.): 25 Jahre Schulbau, Stuttgart 1974
[46] Budde; Wilhelm, u.a.: Schulbau heute. Vorträge und Entschließungen bei der Schulbautagung in Stuttgart, Stuttgart 1950

Erziehung."[47] In seinem 1950 veröffentlichten Vortrag übte er heftige Kritik auch an den neu entstandenen Schulen, die noch zu sehr an den alten Vorbildern orientiert, auf zu kleinem Raum entstanden und auch ein Ausdruck der Grundhaltung einer Gesellschaft seien, die ihre Wandlung zu einer demokratischen Auffassung noch lange nicht vollzogen habe. „Die Baukunst einer Zeit, sagt man, spiegelt die Einstellung ihrer Menschen zur Gesamtheit des Volkes. Vom heutigen Gesicht der Baukunst müsste man also die treibenden Kräfte unserer Zeit ablesen können. Nach dem Gesicht dieser neuesten Schulhäuser zu urteilen, halten wir gedankenlos am Vergangenen fest, obwohl wir für morgen bauen, für unsere Kinder!"[48]
Auch noch 10 Jahre später, 1961, äußert er seine Kritik im Bericht über den „Gegenwärtigen Stand des Schulbauwesens in Deutschland": „Immer neu standen sich zwei Fronten gegenüber; die einen, die mehr Bewegungsraum für die Schüler, gut verteilte Beleuchtung für vielseitige Möglichkeiten der Arbeitsgruppierung und gute Lüftungsmöglichkeiten als bauliche Voraussetzung für den Unterricht von heute und morgen forderten, und die anderen, die darauf abhoben, guter Unterricht und gute Erziehung seien genau so gut möglich in den üblichen Schulhäusern mit schmalen Klassenräumen, mit der normalen Anordnung von Fenstern an einer Seite."[49]

Neben starken Kräften, die den Schulbau in Behelfsbauweise oder „wie bisher" durchführen wollten, gab es Reformer, die nach den neuen, nicht verpflichtenden Richtlinien und Empfehlungen arbeiteten. In Stuttgart hatte vor allem Günter Wilhelm durch die Arbeit an der Universität großen Einfluss. Aber schon in den 50er Jahren galt auch Günter Behnisch als Impulsgeber für reformierten, humanen Schulbau nach 1945. Dafür waren die Voraussetzungen in Stuttgart günstig. Die verantwortlichen Stellen des Hochbauamtes waren über Jahre personell gleich besetzt, so dass die Kontinuität in der Planung sowie in der Zusammenarbeit mit freien Architekten sich sehr positiv auf die sehr umfangreiche Schulbautätigkeit auswirkte. Anfang der 50er Jahre wurde vom Stuttgarter Hochbauamt ein Verfahren entwickelt, mit dem mittels eines einheitlichen Maßstabs Kostenvergleiche über den Quadratmeterpreis an Schulen durchgeführt werden konnten mit dem Ziel, zu überzeugenderen, wirtschaftlicheren Lösungen zu kommen. 1954 wurden Schulbaurichtlinien formuliert, die als Ergebnis fünf Hauptgesichtspunkte beinhalteten: Straffung und Vereinheitlichung der Raumprogramme; Konzentration der Bauten in der Grundrissorganisation; Vereinfachung der Entwurfskonzeption; Vereinfachung von Konstruktion, Ausführung und Ausstattung; Grundsatz der Wirtschaftlichkeit und Sparsamkeit der Materialverwendung.

Der Stuttgarter Oberbürgermeister Arnulf Klett resümierte über den Stand der Entwicklungen in der Stadt in seiner Ansprache zur Einweihung der Vogelsangschule im Februar 1961: „Ich möchte darin einen symbolischen Vorgang sehen, bezeichnend für die Bedeutung, die dem Schulhausbau nach wie vor zukommt, bezeichnend auch für den Rang, den der Schulhausbau im gesamten Hochbauprogramm unserer Stadt einnimmt. Er steht an vorderster Stelle, denn von 48 Millionen DM, die im Haushaltsplan 1960 zur Finanzierung von Hochbauten veranschlagt wird, entfallen allein 25 Millionen DM auf Schulen und Turnhallen. Und wenn wir, abgesehen von dieser Einweihung, im Jahre 1961 voraussichtlich noch 11 weitere Schulbauten ihrer Bestimmung übergeben werden, dann dürfen wir mit Befriedigung feststellen, dass wir dem großen Ziel der Normalisierung der äußeren Schulverhältnisse erheblich näher kommen. (...) Jedes neue Schulhaus bedeutet eine gewonnenen Schlacht im Kampfe gegen den Mangel an Räumen, der heute ja nicht mehr unmittelbar von den Kriegszerstörungen herrührt - wir haben 36% mehr Schulraum als 1939 -, sondern aus der Diskrepanz zu einer 50%igen Zunahme der Schüler insgesamt gegenüber dem Stand vor dem Kriege."[50]

Innerhalb der Jahre von 1950 bis 1960 verbesserten sich durch die enorme Bautätigkeit und auch durch abnehmende Schülerzahlen die räumlichen Verhältnisse der Volksschulen von 70 auf 39 Volksschüler je Klassenraum. Die Zahl der Schüler begann ab 1960 allerdings wieder zu steigen. Eine Bilanz des Schulentwicklungsstandes 1961[51] ergab einen Fehlbestand an Unterrichträumen von noch immer ca. 58.000, was etwa der Hälfte des Mangels 1948 entsprach. Neue Anforderungen und erweiterte Reformbestrebungen der Jahre 1960-1970 vervierfachten aber die Anzahl der fehlenden Räume auf etwa 200.000. Dazu zählten: stärkere Jahrgänge, Einführung des 9. und 10. Pflichtschuljahres, Senkung der Klassenfrequenz auf 30 Schüler und Differenzierung des Unterrichts. Aber auch der Ausbau der Ganztagesschule, des Landschulwesens, der Hauptschulen sowie der laufender Ersatz für veraltete Schulen machten neue Schulräume erforderlich.

Trotz der in zahlreichen Schulbaukonferenzen seit 1950 erarbeiteten Richtlinien waren die qualitativen Ansprüche noch nicht endgültig und verbindlich formuliert. Die stark im Fluss befindliche pädagogische Entwicklung, der Wandel von Erziehungsmaßstäben und Unterrichtsmethoden musste bei der Bauplanung berücksichtigt werden, insbesondere die Formulierungen der inneren Vorgänge. In der Grundhaltung stimmten verschiedene Gutachten und Rahmenpläne überein: „Die Kernzelle des Schulhauses ist das Klassenzimmer. Bei allen bisherigen Bemühungen um die bauliche Gestaltung des neuen Schulhauses hat der Raum, in dem die Gemeinschaft einer Klasse den größten Teil ihres Unterrichtstages zubringen muss, die größte Sorgfalt erfahren. (...) Auflockerung des geschlossenen Klassenunterrichts zugunsten einer beweglichen Aufgabenstellung, die den individuellen Kräften besser gerecht wird und wirkliche Zusammenarbeit der Kinder fördert (...)." Ebenso wurden in den Richtlinien Aussagen über konkrete Bauformen gemacht: „Die Gliederung des Schulhauses (muss) den Entwicklungs-

[47] Günter Wilhelm, a.a.O., S. 14
[48] Günter Wilhelm, a.a.O., S. 14
[49] Günter Wilhelm: Der gegenwärtige Stand des Schulbauwesens, in: aw 31/1961, S. 4-9
[50] Arnulf Klett: Einweihungsansprache Vogelsangschule am 3.2.1961, in: Amtsblatt der Stadt Stuttgart vom 9.2.1961
[51] S. dazu: Wilhelm Dressel: Schulbau im Spiegel der pädagogischen Bewegung, in: Karl Otto, a.a.O., S. 19ff

stufen der Kinder und den verschiedenen Arbeitsformen angepasst sein und die Baumasse (soll) sich in lose aneinandergereihte Baukörper auflockern: erdgeschossige Teile besonders für die Grundschule, zweigeschossige, in Ausnahmen auch dreigeschossige Bauten für die oberen Jahrgänge, Baukörper für die Fachräume und die Verwaltung."[52] Das Ideal war in vielerlei Hinsicht die stark differenzierte und aufgelockerte Schulanlage: freie, einzelne Baukörper, z.T. mit Freiluftklassen, eingebunden in Schulanlage, die wiederum eingebunden in die umgebende Situation sein sollte - dem in den 50er Jahren gültigen Leitbild entsprechend. Für kleinere Schulen setzte sich die Flachbauschule, für größere Anlagen eine Mischung aus Pavillonklassen und mehrgeschossigem Hauptbau für die Spezial- und Verwaltungsräume durch (s. Vogelsangschule).

Die großen Erwartungen an eine tiefgreifende Umgestaltung im Schulwesen im Zusammenhang mit dem neuen politischen System und dem ungeahnten wirtschaftlichen Aufschwung hatten den Schulbau weit deutlicher anwachsen lassen, als für die Beseitigung der Kriegsschäden erforderlich war. Vor diesem Hintergrund boten sich Behnisch durch die Teilnahme an den zahlreichen Schulwettbewerben umfangreiche Möglichkeiten, als Berufsanfänger einen Einstieg zu schaffen und Aufträge zu erhalten. Er gelangte nicht zuletzt über die Beschäftigung mit dem Schulbau zu gesellschaftlichen Wertvorstellungen, die auf sein gesamtes Werk ausstrahlen sollten.

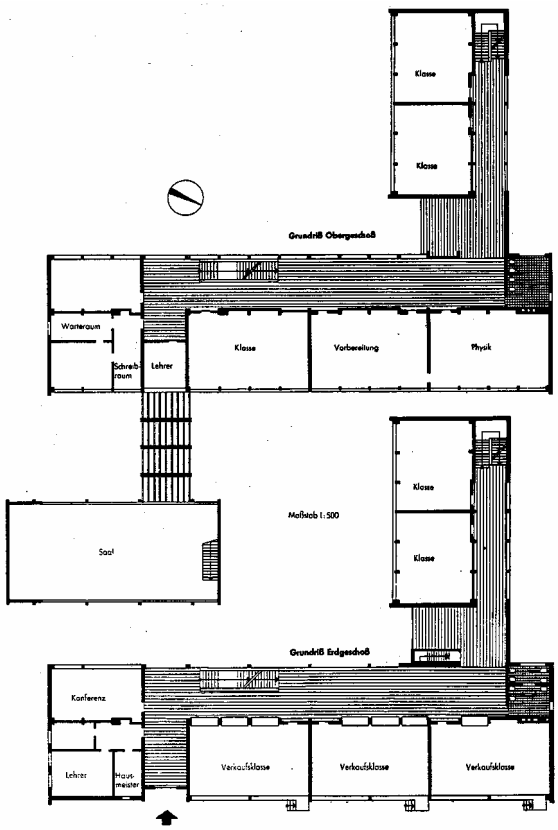
Bauten, Entwürfe und Grundlagen

Bauten in Schwäbisch Gmünd

Die Grundlage für die ersten Wettbewerbsarbeiten und die ersten ausgeführten Bauten Behnischs waren die Schulen von Günter Wilhelm. Gerade die Silcherschule in Stuttgart-Zuffenhausen, an der Behnisch selber mitgearbeitet hatte und die eine der ersten fertiggestellten Schulneubauten der Stadt Stuttgart nach dem Krieg war, kennzeichnete wesentlich die Entwicklung seiner Bauten in den 50er Jahren. Sie zeigt deutliche Ähnlichkeiten in Organisation, Konstruktion, Materialien und im formalen Ausdruck mit den ersten Arbeiten, die in Zusammenarbeit mit Bruno Lambart entstanden waren, so mit der Kreishandelsschule, heute Schiller-Realschule (1952-1954), und dem Mädchengymnasium, heute Hans-Baldung-Gymnasium (1954-1956), in Schwäbisch Gmünd.

18 Schiller-Realschule 1952-1954: Wettbewerbsmodell von Osten

19 Schiller-Realschule 1952-1954: Rückansicht von Süden



20 Schiller-Realschule 1952-1954: Grundrisse

An der Silcherschule sind die Prinzipien der Arbeit von Günter Wilhelm besonders deutlich ablesbar: die Entsprechung von Konstruktion, äußerer und innerer Gestalt und die sehr sorgfältige Behandlung aller Details im Sinne von Konstruktionsgerechtigkeit, Materialehrlichkeit und Funktionalität. Die Stahlbetonkonstruktion sowie die ausfachenden Elemente aus Backstein sind sichtbar voneinander getrennt. Die eingesetzten Materialien ent-

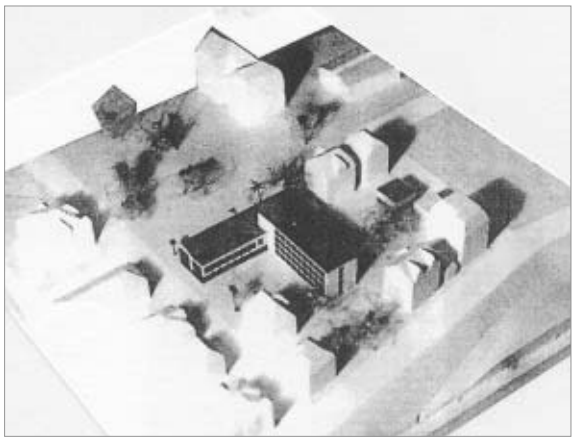
[52] Wilhelm Dressel, a.a.O., S. 21

sprechen ebenfalls dieser Auffassung von „Ehrlichkeit und Ablesbarkeit“: Stahlskelett- und Stahlbetonskelettkonstruktion mit Rippendecken, Ausfachungen aus rotem Backstein - außen und innen sichtbar belassen - , Giebelmauern aus verputztem Bimsbetonstein, obere Decken Bimsbetonstegdielen, weiß gestrichene Holzfenster und graue Welleternitdächer. Die Einheitlichkeit der gewählten Materialien - in wesentlichen Teilen in ihrer natürlichen Farbigkeit sichtbar - und der Maßverhältnisse, die Zurückhaltung beim Einsatz der präzise aufeinander abgestimmten Farben unterstreichen die strukturelle, konstruktive Ordnung der Anlage.

Behnisch verwendete bei der Schiller-Realschule ebenfalls eine außen sichtbare Stahlbetonskelettkonstruktion mit einer Ausfachung aus verputztem Bimsbeton (mit roter Wabensteinausfachung bei Wilhelm), wie auch Giebelmauern aus verputztem Bimsbeton, ein flaches Satteldach sowie leicht zurückversetzte Holzverbundfenster den Gebäuden gemeinsam sind. Es gibt jedoch Unterschiede, die eine Loslösung von Wilhelms Lehre schon andeuteten: Während bei Wilhelm sichtbar die Konstruktion an jeder Stelle nach außen zu sehen ist, die Materialien in ihrem natürlichen Aussehen betont und weitgehend unverputzt sind, sind die Konstruktionsteile der Eingangsfassade bei Behnischs Schiller-Realschule im Brüstungsbereich mit der bündig sitzenden Ausfachung verputzt und nur dort gezeigt, wo sich im Innern eine Klassentrennwand befindet. Die Ablesbarkeit der inneren Nutzung nach außen ist bei Behnisch gegenüber der Betonung der „Werkgerechtigkeit“ und „Materialehrlichkeit“ bei Wilhelm hervorgehoben. Sowohl das konstruktive, aber auch vorrangig das räumlich-funktionale Gefüge ist als Gestaltthema sichtbar. Diese zeitgemäßen Konstruktionen mit Stahlbetonskelett und Backsteinausfachung finden sich bei vielen Gebäuden der 50er Jahre. Die Betonung des strukturellen Prinzips, die Verdeutlichung von konstruktiven, funktionalen und räumlichen Zusammenhängen ist eine klare Orientierung an den Grundlagen der Architekturmoderne der 20er Jahre.

21 Schiller-Realschule 1952-1954: Hauptgebäude

22 Silcherschule Stuttgart 1952/53, Günter Wilhelm: Hauptgebäude



23 Landratsamt 1955-1957: Wettbewerbsmodell

24 Landratsamt 1955-1957: Fassade Bürotrakt

Ein weiteres Beispiel dafür ist das neben den vielen Schulen von 1955-1957 entstandene Kreisverbandsgebäude in Schwäbisch Gmünd, heute Landratsamt, und ebenfalls aus einem Wettbewerb mit dem 1. Preis und aus der Zusammenarbeit mit Bruno Lambart hervorgegangen. Ein zweigeschossiger Eingangsbaukörper parallel zur Straße überschneidet sich mit dem viergeschossigen Baukörper, der alle Büros enthält, im Bereich des Treppenhauses und der WC-Anlage. Der Eingangsbau enthält neben dem Foyer die repräsentativen Räume und Säle sowie Verwaltungsräume und Räume für die Leitung. Der Eingangsbereich betont die Achse des Bürobaukörpers, liegt jedoch versetzt dazu. Für die Konstruktion des Eingangsbaus wurde ein einheitliches Achsmaß von 1,8 m gewählt.
Das Bürohaus ist zweibündig organisiert. Die Stellung der konstruktiven Stützen des Längsträgersystems variiert abwechselnd zwischen Feldern von 1,2 m und 2,4 m, die dem Anschluss von Trennwänden dienen und so eine variablere Aufteilung der Büroräume ermöglichen. Die Trennung von Büros und Fluren ist durch Einbauschränke aus Eichenholz gelöst. Das konstruktive System spiegelt sich in der Außenfassade wieder: Die Fassade mit den bündig liegenden, konstruktiven Stützen ist im Gegensatz zur Eingangsfront als klassische, verputzte Lochfassade ausgebildet. Die vorspringenden, weißen Fenster fassen das große und das kleine Feld mit der schmalen Anschlussstütze optisch zusammen, sodass - im Gegensatz zur Eingangsfassade der Kreishandelsschule von

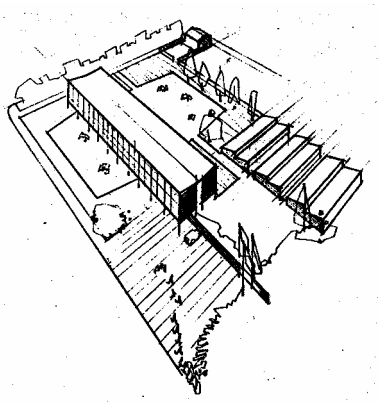
1954 - eine Ablesbarkeit der Konstruktion, nicht aber der inneren Raumaufteilung nach außen möglich ist. Die für diese Zeit typische Lösung ermöglicht eine Konzeption nach ausschließlich konstruktiven und wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, da die Anpassung an die notwendige und möglicherweise zu variierende Büroachse durch die Zwischenstützen gelöst ist.
Die ursprünglich aus hintermauertem Sandstein und bruchrauhem, italienischem Schiefer geplante Eingangsfront wurde im vorspringenden 1. OG als vorgehängte Glasfassade aus dunkelgrün eingefärbtem Strukturglas und im EG aus einem Sockel aus grauem Tuff ausgeführt. Als Vorbild für diese Fassade sind vor allem die ersten Geschäfts- und Verwaltungsbauten in Stuttgart mit Curtain Walls von Rolf Gutbrod (Loba-Haus 1948-1950) und von Rolf Gutbier (Speiser-Bau 1950-1951) zu erwähnen, die in Konstruktion, Material und Gliederung für die Zeit wegweisend waren.

Verbindung von Landschaft und Gebäude

Entsprechend dem städtebaulichen Leitbild einer „Versöhnung von Stadt und Natur“ war in den 50er Jahren die Einbeziehung von landschafts- und naturräumlichen Gegebenheiten in den Entwurf ein weiteres wichtiges Thema. Die mit dem 1. Preis ausgezeichnete Arbeit für die städtebauliche Gestaltung des Schul- und Sportgeländes in Tuttlingen-Mühlau 1956 versuchte in freier Disposition die Verbindung von Ort und Landschaft zu erreichen. In der Beurteilung des Preisgericht hieß es: „ Die Gesamtkonzeption erreicht auf dem zur Verfügung stehenden Gelände eine ausgewogene Verteilung der Baulichkeiten und der Sportflächen, die bestens geordnet sind und in einem natürlichen großen Zusammenhang stehen. Die Gliederung des Geländes ist in dieser Weise vollkommen bewältigt. (...) Trotz der geringen Tiefe des Geländes bleiben große Zusammenhänge der Grünflächen enthalten (...) Die gesamte Schulanlage bildet ein einheitliches Ganzes, trotz der Selbstständigkeit der einzelnen Teile.“[53]

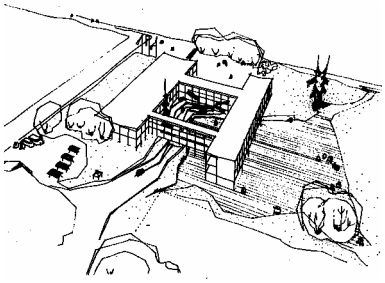
25 Schul- und Sportgelände in Tuttlingen-Mühlau 1956: Modell

Auch im Wettbewerbsentwurf für die Berufsschule in Schwenningen 1956 wurde durch die Öffnung der Erdgeschosszone der Gedanke der Verbindung und Durchdringung von Bauwerk und Landschaft konzipiert. Besonders deutlich zeigte sich diese Thematik auch im Wettbewerbsentwurf für das Gymnasium in Herrenberg 1958 (2. Preis): Die Geländestufen durchdringen den Innenbereich des Gebäudes und gliedern das Gebäude in zwei Teile, die dem natürlichen Verlauf des Geländes angepasst wurden. Das Preisgericht hob diese Grundidee als besonders gelungen hervor: „Besonders schön und erfreulich an dem Entwurf ist der Vorschlag des Verfassers, das im Gelände gegebene Gefälle zu einer Geländestufe zusammenzuziehen, die mitten durch das Schulgebäude hindurchgeht und eine besonders interessante und reizvolle Gestaltung der Schulanlage und vor allem des Innenhofes ergibt.“[54] In der Vogelsangschule in Stuttgart (1955-1960) wurde die Verbindung von Gebäude und den vorhandenen stadträumlichen Bedingungen in besonders deutlicher Weise realisiert.



26 Berufsschule in Schwenningen 1956: Isometrie

Bei den Entwürfen der 50er Jahre deuteten sich schon ähnliche Grundformen für die unterschiedlichen Schultypen an, die sich dann in den 60er Jahren für die Rationalisierung durch industrielle Fertigung besonders eigneten. Für die Gymnasien wurde in der Regel ein nordorientierter, zweibündiger Spezialklassen- und Verwaltungsbau und ein südorientierter, einbündiger Normalklassenbau gewählt, beide verbunden durch eine „Verkehrsspange“, d.h. zwei vollverglaste Verbindungsgänge, die zusammen mit Baukörpern im Norden und Süden einen Innenhof bildeten. Bei den Volksschulen wurden vorwiegend Pavillonanlagen bevorzugt.

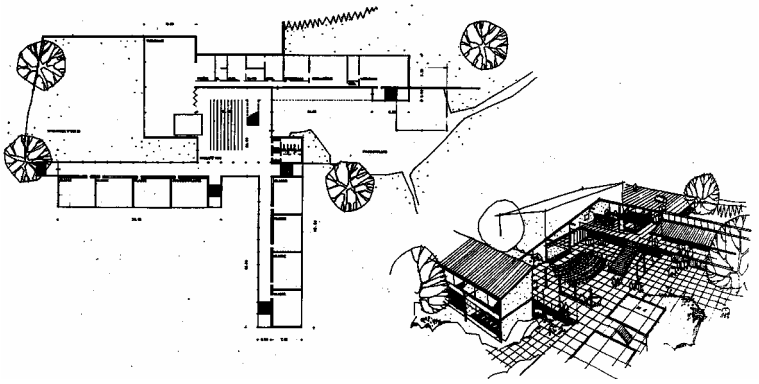


27 Gymnasium in Herrenberg 1958: Isometrie

Einen wichtigen Entwicklungsschritt zeigte der Entwurf für die Volksschule St. Georgen (Wettbewerb, 1. Ankauf, Mai 1959). Behnisch + Lambart hatten bislang immer sehr strenge, klare und einfache Baukörper entworfen. Anstelle der bisher für die einzelnen Schulgattungen relativ ähnlichen Bautypen wurde hier im Bereich der Volksschulen eine konzentrierte, jedoch räumlich sehr differenzierte Form gewählt: Ein zentraler Hallen- und Versammlungsraum dient als Mittelpunkt des Schullebens und als Gelenk, an das windmühlenflügelartig die Glieder

[53] Aus der Preisgerichtsbeurteilung zum Schul- und Sportgelände in Tuttlingen-Mühlau, AB
[54] Aus der Preisgerichtsbeurteilung zum Gymnasium in Herrenberg ca. November 1958, AB

der Schule angeschlossen wurden. Behnisch konzipierte hier zum erstenmal eine Schule mit Bezogenheit auf einen Kern, mit einer gemeinschaftlichen räumlichen Mitte innerhalb des Gebäudes - im Gegensatz zu den bisher eher additiven Organisationsformen.
Die neue räumliche und formale Idee war die des „fließenden" Raums, mit der nicht nur die Landschaft in das Gebäude einbezogen wurde, sondern auch im Innern die Übergänge der verschiedenen Bereiche fließend gestaltet wurden, mit dem Gemeinschaftsbereich als Zentrum. Zentrale Halle, Turnhalle und die in die Flügel hineingreifende Galerie konnten durch ihre räumliche Verbindung in unterschiedlicher Weise als großer gemeinsamer Bereich für entsprechende Veranstaltungen genutzt werden. Das Gefühl für die Gemeinschaft sollte durch die jetzt zentral anstelle der bisher peripher angeordneten Pausen- und Gemeinschaftszonen gestärkt werden. Behnisch dazu im Erläuterungsbericht: „*Der Verfasser war bestrebt, eine Schule zu planen, welche die Vorteile der Pavillonschule mit den Vorteilen konzentrierter Lösungen vereint. (...) Um die zentrale Halle sind zwei Klassenpavillons, der Verwaltungs- und Spezialklassentrakt und die Turnhalle gruppiert. Sämtliche Glieder sind eng miteinander verbunden und haben ihren Mittelpunkt in der Halle. Es wurden jedoch die Nachteile der Hallenschule (Lärm, Massenbetrieb etc.) durch die vorgesehene Lage der Flure und Treppen vermieden. Auf dem Wege zur Klasse oder zu den Pausenplätzen muss die Halle nicht durchlaufen werden. Die Halle mit ihrer Galerie kann gemeinsam mit der Turnhalle für größere Veranstaltungen verwendet werden. Die gesamte Anlage bietet mit ihren differenzierten, ineinander fließenden Innen- und Außenräumen die Möglichkeit zur lebendigen Gestaltung des Schulunterrichts.*"[55]



28 Volksschule St. Georgen 1959: Grundriss, Isometrie

Die Lösung erschien dem Preisgericht hier zwar nicht überzeugend, sie kann aber als ein Vorläufer der Schulen gelten, die mit einem mittelpunktbezogenen Konzept ab Mitte der 60er Jahre entstehen sollten (u.a. die Mittelpunktschule in Oppelsbohm). Der Gedanke der komplexeren, räumlichen Lösung mit der zentralen Halle als Gelenk und Mittelpunkt - anstelle der bisher für die Grundschulen entwickelten additiven Pavillon-Typenlösungen - wurde aber zunächst nicht weiterverfolgt.

Auch das Kulturzentrum in Ingolstadt (Wettbewerb, 2. Ankauf, 12/1959), dessen lockere und „bizarre Formen der einzelnen Bauköper"[56] auf einen weniger integrierenden, mehr individuellen, eigenständigen Charakter verweisen, ließ erste Hinweise auf die später oft angewendeten formalen Merkmale der Behnisch-Architektur erkennen.

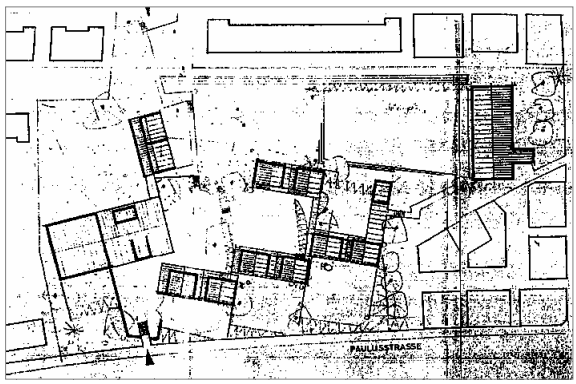
29 Kulturzentrum Ingolstadt 1959: Modell

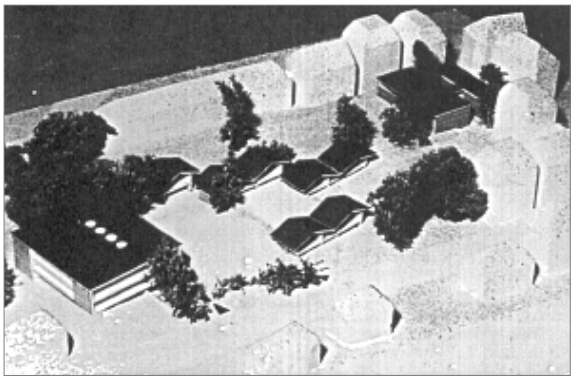
Vogelsangschule Stuttgart (1955-1961)

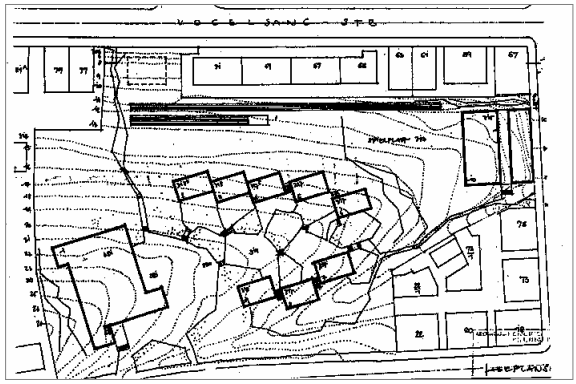
Vorgeschichte

Behnisch + Lambart erhielten im Sommer 1955 den Auftrag für den Bau der Volksschule. Das Raumprogramm war schon im Dezember 1954 beschlossen worden. Auf einem für eine optimale Besonnung schwierigen, stark nach Nordosten abfallenden Hangrücken sollte eine Volksschule mit 18 Klassen errichtet werden. Das Grundstück war der letzte noch vorhandene Freiraum inmitten des dicht bebauten Stuttgarter Westens. Zudem bereitete ein darunter liegender Luftschutzstollen Probleme. Nach der Erarbeitung verschiedener Vorentwürfe wurde das am 27.8.1957 eingereichte, erste Baugesuch am 7.7.1958 genehmigt (Baubeschluss). Es unterschied sich jedoch von dem später ausgeführten Bau in einigen Punkten: in der Größe und Formate der Klassenräume, in der Gliederung und Anordnung der Klassenpavillons zueinander, in den Dachformen und in der Gestaltung der Hofanlage. Das zweite Baugesuch vom 12.1.1959 beinhaltete im Wesentlichen die realisierte Lösung. Anfang des Jahres 1959 konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden. Nur einige baukonstruktive Veränderungen wurden nochmals im März 1959 in einem Änderungsgesuch eingereicht und im Oktober desselben Jahres genehmigt. Die Werkplanung der Vogelsangschule wurde von Fritz Auer und Carlo Weber gezeichnet, die zu dieser Zeit als Praktikanten bei Günter Behnisch tätig waren.

[55] Aus dem Erläuterungsbericht zur Volksschule in St. Georgen Mai 1959, AB
[56] Aus der Preisgerichtsbeurteilung zum Kulturzentrum Ingolstadt 1960, AB



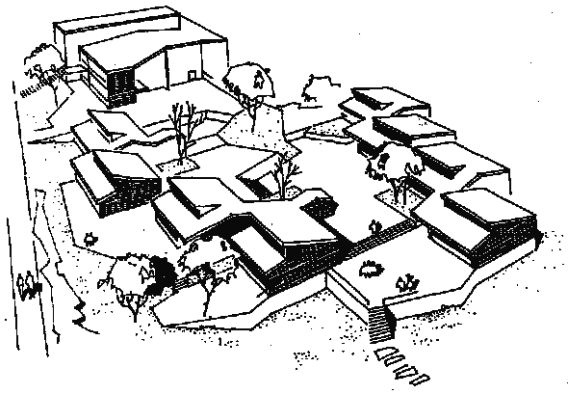


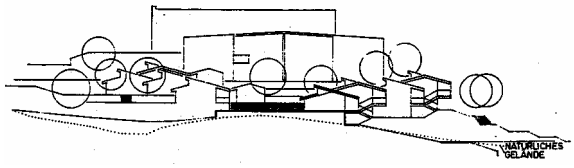


30-33 Vogelsangschule in Stuttgart 1955: Lagepläne der Vorentwürfe (oben), Modell zum ersten Vorentwurf (links), 1. Baugesuch (rechts)

„Stadt in der Stadt" - Konzept

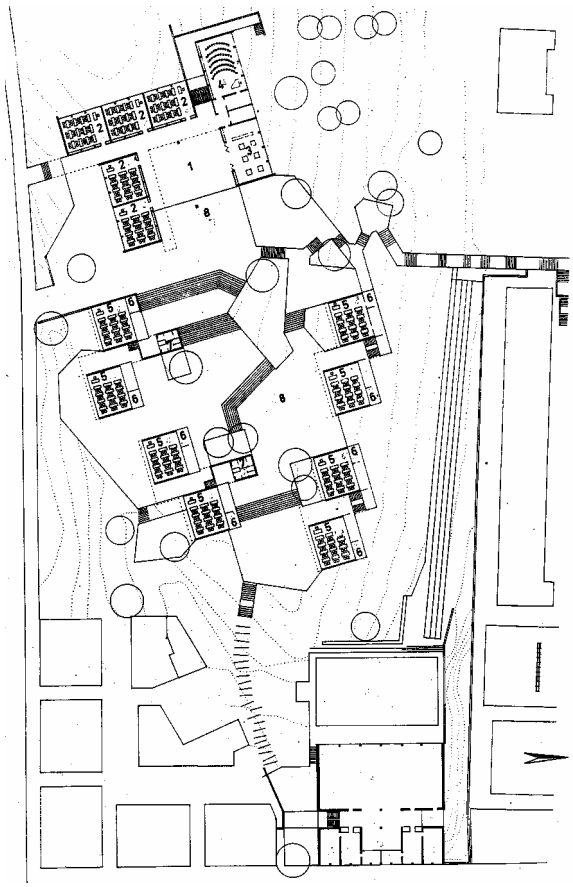
Die nach funktionalen und räumlichen Anforderungen stark differenzierte Anlage mit freien, einzeln auf dem Gelände verteilten Baukörpern mit flachem Pult- bzw. Satteldach ist wie eine „Stadt in der Stadt" konzipiert. Im oberen Bereich des Grundstücks befindet sich der Hauptbau mit der Verwaltung, den Spezial- und den Oberstufenklassen und der Aula, die als Zentrum der Anlage und als Versammlungsraum gedacht ist und einen weiten Blick über die Stadt bietet. Die acht Klassen der zunächst zweizügigen Unterstufe sind zu je zwei Klassen in einem Doppelpavillon zusammengefasst, die den verschiedenen Höhenebenen entsprechend auf dem Gelände verteilt sind. Die Turnhalle im unteren, östlichen Teil schließt das Gelände ab und ist in eine Baulücke zwischen zwei Wohnbauten platziert.
Zu jedem Doppelpavillon gehören sanitäre Anlagen, die sich unter den Klassenräumen bzw. in einem separaten WC-Häuschen befinden. Durch die versetzten Körper der Klassen und die jeden Doppelpavillon überspannende Dachfläche entsteht ein überdachter Freiraum, eine kleine, für zwei Klassen gemeinsame Pausenhalle.
Dem „kleinsten Element" in der Ordnung der Baukörper, dem Klassenzimmer, ist besondere Aufmerksamkeit gewidmet: Die Bauten in aufgelockerter, eingeschossiger Bauweise ermöglichen für jede Klasse optimale Belichtung nach Süden und Querlüftung. Die Raumgröße der annähernd quadratischen Klassenzimmer lässt bewegliches Mobiliar zu. Jedes Kind kann - bei entsprechender Nutzung der Möglichkeiten - sich durch gleiche Distanz zur Lehrperson und stets gleichwertige Bestuhlung als gleichwertiges Mitglied der Gemeinschaft fühlen. Jede Klasse hat einen eigenen Zugang, einen Vorraum mit Garderobe und einen Gruppenraum. Die Klassenpavillons stehen separat für sich, bilden aber eine „Gemeinschaft" mit den benachbarten Klassen gleichen Jahrgangs, mit denen sie unter einem Dach zusammengefügt sind und eine gemeinsame Toilettenanlage besitzen. Die kleinen Pausenhöfe und Grünbereiche, jeweils einer Terrasse und einem Pavillon zugeordnet, unterstreichen den individuellen Charakter dieser Einheiten, betonen dessen individuelle Stellung innerhalb der gesamten Schule. Die Schulanlage als Ganze wirkt wiederum als Einheit und ist eingegliedert in den bestehenden Stadtorganismus.





34 Isometrie, Schnitt Nord-Süd

Sowohl die Funktion einer Volksschule als Erfüllung des Zwecks, als auch die sozialen Vorgänge im Innern sind architektonisches Gestaltthema. Obwohl Günter Behnisch sich zu diesem Zeitpunkt mit den Ideen Scharouns noch nicht beschäftigt hatte, sind die Merkmale der Vogelsangschule denen der Volksschule in Darmstadt vergleichbar - ein Ausdruck des „universalen demokratischen Prinzips“: das Verhältnis vom Individuum zur Gemeinschaft und die Anpassungsfähigkeit des Baus an die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes. Die Nähe zu den von Scharoun formulierten Anforderungen an eine „Schulwohnung“ sind zwar spürbar, wurden von Behnisch aber erst zu einem späteren Zeitpunkt entdeckt und formuliert. Ebenfalls kennzeichnet eine zurückhaltende farbliche Gestaltung und die Ausnutzung der natürlichen Farbigkeit der Baustoffe die Anlage und erinnert an die Silcherschule von Günter Wilhelm. Wie schon bei der etwa gleichzeitig entstandenen Volksschule in Lorch ist bei der Vogelsangschule bewusst auf ein „*Feuerwerk der Farben*“ verzichtet worden, weil ebenfalls „*Ruhe, Harmonie, Ordnung und Bescheidenheit in dieser Schule auch äußerlich herrschen sollen*“ und eine gute Konzentration auf das Wesentliche, den erfolgreichen Unterricht ermöglichen sollten. Im Unterschied zu Lorch, wo dies durch einen strengen äußeren Rahmen erreicht werden sollte, hat die Vogelsangschule einen ganz anderen Charakter: eine behütete, „familiär-heimelige“ Wohnatmosphäre sollte hier Motivation und Konzentration der Schüler fördern. Schon der Gegensatz zwischen diesen gleichzeitig entstehenden Schulen lässt vermuten, dass Behnisch zu diesem Zeitpunkt eine klare inhaltliche Orientierung für den Entwurf seiner Bauten noch nicht gefunden hatte.



35 Grundriss Erdgeschoss

Bezüge zum Regionalen Bauen

Die Orientierung am „traditionellen“, regional-typischen Gepräge der Stadtstruktur von Stuttgart war eine wichtige Grundlage für die Entstehung des Entwurfes: Dieser bürgerliche, fast ländlich geprägte Ort ist gekennzeichnet durch viele Anhöhen, enge Talwindungen und kleinteilige Gliederungen und durchzogen von Grün-, Wald- und Parkflächen. Die Schulanlage mit großzügigen Frei- und Grünbereichen liegt abseits von Verkehr und Hauptstraßen und ist Teil des Wohnbezirks Stuttgart-West. Die hofartig gestaltete, stark gegliederte Anlage ist entsprechend dem Höhenverlauf des Geländes terrassiert. Dadurch entstehen auf unterschiedlichen Niveaus kleinräumige Höfe, Pausen- und Grünflächen, verbunden durch großzügige, breite Treppen. Die geneigten Pultdächer passen sich besser als die zunächst vorgesehenen Flachdächer dem Gelände und der Umgebungsbebauung an.
Der Hauptzugang für die Schüler erfolgt über die Paulusstraße im Süden des Grundstücks. Der Lehrereingang etwas oberhalb davon führt direkt in das Hauptgebäude. Sowohl nach Norden zur Vogelsangstraße als auch nach Osten zur Seyfferstraße sind Verbindungsstaffeln zu den angrenzenden Wohnstraßen eingefügt. Die Erhaltung des Freiraumcharakters durch von der Grundstücksgrenze zurückversetzte Pavillonbauten und die Anlage großzügiger Grünflächen sind weitere Schwerpunkte der Gestaltungsidee. Die behutsam in die vorhandene Situation eingefügte Anlage erinnert an die für Stuttgart typischen, charakteristischen Staffeln und die mit Grün durchzogenen Hänge, mit Aussicht auf die verschiedenen Teile der Stadt. Die Struktur der Vogelsangschule entspricht ebenso der charakteristischen Kleinteiligkeit der Grundstücke, die an die vielen Hanglagen angepasst sind - wie eine „Stadt in der Stadt“.

Wie schon bei Heinz Wetzel war ein natürlich wirkendes, „gewachsenes“ Erscheinungsbild von Bauwerk und Natur Ziel des „vegetativen Entwurfes“ - den Begriff „vegetativer Städtebau“ von Klaus Osterwold hier analog verwendet. Anders als bei der Volksschule in Lorch, welche die Abkehr von der Gestaltung mit der Landschaft einleitete, sind hier die Merkmale der von Wetzel gelehrten Auffassung zu erkennen: die Bindung der Elemente zum Ganzen und des Bauwerks an die Besonderheit des Ortes mit dem Ziel eines zufällig wirkenden Erscheinungsbildes - durch intuitives Sehen und Begreifen der räumlichen Situation und der Aufgabe.
Die Einbindung in die Landschaft ist aber nicht nur als regionaltypisches Kennzeichen zu sehen, sondern entspricht ebenso dem zeittypischen städtebaulichen Leitbild der 50er Jahre. Die Begriffe Stadtlandschaft und Geländerelief sind hier ebenso zutreffend wie in Bezug auf die Stadt als Ganzes.
Der Begriff der Nachbarschaften ist dem Verständnis Scharouns von der Beziehung Stadt(-landschaft) - Schule - Individuum nahe, den er 1961 in Verbindung mit dem Entwurf für die Volksschule in Darmstadt erläuterte: „Schulen sollen der Form und dem Inhalt nach konstitutiven Prinzips sein - Organe eines Organismus, Teilinhalte

eines Ganzheitlichen. So wie wir es von ‚Nachbarschaften' wünschen, indem wir uns unter Nachbarschaft eine geistige Energie, eine Qualität und nicht eine Quantität vorstellen. Auf den Aspekt des konstitutiven Prinzips sind Nachbarschaften und Schulen Identitäten, und in diesem Zusammenhang ist es berechtigt, von ‚Schulschaften' wie von Nachbarschaften zu sprechen. Beide sind Wesenheiten, beide Teile des Organismus Stadt oder Siedlung, die vielfältige und differenzierte Bezüge untereinander in Gang setzen können."[57]

36-38 Linke Seite: Pausenhof mit Pavillons, Hauptbau und Blick aus der Aula auf das Schulgelände
39-41 Rechte Seite: Staffelaufgang von Norden mit Blick auf die Aula, Schulhof und Klassenraum mit Oberlicht

Damit rückte die Vogelsangschule - unbewusst zu diesem Zeitpunkt - in die Nähe der Ideen Scharouns. Neben den regionaltypischen und allgemeinen städtebaulichen Kennzeichen der Zeit und den Anforderungen an eine pädagogisch sinnvolle Grundschule konnten in diesem Bau auch weitere wesentliche Forderungen der Architekturmoderne verwirklicht werden, die insbesondere am Hauptbau ablesbar sind: Die durch die drei Trakte mit Oberklassen, Spezialklassen und Verwaltung gebildete zentrale Halle ist der Mittelpunkt der Anlage. Sie ist zum

[57] Hans Scharoun, a.a.O., S. 10-15

Hof hin vollständig mit einer leichten Stahlkonstruktion verglast, wirkt von innen betrachtet als Teil des Außenraumes. Auch die Materialien innen wie außen sind identisch, und unterstützen die Wirkung des ineinander übergehenden Innen- und Außenraumes zur Kontinuität eines Gesamtraumes: Die Trennung von Innen und Außen scheint aufgehoben zu sein.

Konstruktion und Material

Auch die vorwiegend handwerklichen Konstruktionen und natürlichen Materialien wie Backsteinmauern, Holzfenster und Parkettböden sind Hinweise auf die traditionellen, regionalen Grundlagen Behnischs - die Ausbildung auf der Basis der Lehre der 3. Generation der Stuttgarter Schule - sowie auch auf die bewusste, kindgerechte Wahl der Ausstattung. Sie prägen wesentlich das Erscheinungsbild der Anlage. Das Mauerwerk ist jedoch nicht tragend, sondern dient der Stahlbetonkonstruktion als Verblendung, um diesen gewünschten Ausdruck zu erreichen. Bei den Stahlbetonrippendecken sind die unbehandelten Unterseiten sichtbar belassen. Die Betonung liegt auf der Nutzung der natürlichen Farbigkeit der verwendeten Baustoffe, wie z.B. ziegelrot und betongrau. Die übrige Farbgestaltung ist sehr zurückhaltend mit Fensterrahmen in einem gedämpften Pastellgrün und Brüstungsfeldern mit Asbestzementverkleidung.
Der Bau der Vogelsangschule zeigte allerdings deutlich die Grenzen der handwerklichen Bauweisen: mangelnde Fähigkeiten einiger Handwerker, mangelnde Qualität und Terminprobleme hatten die Arbeiten behindert. Behnischs Erfahrungen mit der Ausführung dieses Baues führten dann zu Überlegungen und schließlich zur Entwicklung von rationelleren Bauweisen mit Hilfe der industrialisierten Vorfertigung.
Die Vogelsangschule galt in ihrer Zeit als herausragendes Beispiel für die „neuen Schulen“, die nach damals neusten Erkenntnissen alle kindgerechten Bedürfnisse und Erfordernisse umzusetzen versprachen. Sie vereinte mehrere unterschiedliche Tendenzen und Perspektiven zu einem einheitlichen Ganzen: Es wurden handwerkliche Konstruktionen und Materialien in der Tradition der Stuttgarter Schule verwendet, regionaltypische Kennzeichen aufgenommen und in landschaftliche und städtische Gegebenheiten eingebunden. Dennoch knüpfte die Schule an die Grundlagen der Architekturmoderne an und orientierte sich an neuesten pädagogischen Grundlagen - mit dem Vorbild und der Weiterentwicklung der von Günter Wilhelm konzipierten Schulbauten.

Volksschule in Lorch (1955-1960)

Im Wettbewerbsentwurf für die Volksschule in Lorch 1955 wurden von Behnisch + Lambart sowohl die von den Schulbaukommissionen ausgesprochenen Empfehlungen und die pädagogischen Forderungen zum Bau von Volksschulen umfassend realisiert, als auch schon vorgefertigte Bauelemente eingesetzt. Schon im Erläuterungsbericht waren neben der landschaftlich besonderen Lage die Bedeutung der kindlichen Bedürfnisse hervorgehoben: „*Der Situation entsprechend wurde vom Verfasser eine möglichst niedrige Bebauung vorgeschlagen zugleich mit Rücksicht auf die Mentalität des Kindes. Bei der Aufteilung des Baugeländes zeichnen sich insbesondere drei Bezirke ab: der nahe der Turnhalle gelegene Spielplatz, die Gebäude mit den reichlich bemessenen Pausenplätzen und das Gelände für den Schulgarten. (...) Der schöne Obstbaumbestand kann größtenteils erhalten bleiben.*“[58]
Nach einer Überflutung des an der Rems gelegenen Baugeländes musste der Entwurf geändert werden. Die ursprünglich geplanten eingeschossigen Normalklassen konnten nicht realisiert werden - eine in den Augen Behnischs glückliche Fügung, denn so konnte die ursprüngliche Absicht der Beachtung der landschaftlichen Bedingungen noch deutlicher zum Ausdruck kommen.

Der ausgeführte Bau, an dem auch schon der spätere Partner Erhard Tränkner mitwirkte, besteht aus zwei parallel angeordneten, zwei- und dreigeschossigen Baukörpern, die durch zwei verglaste Brückengänge miteinander verbunden sind. Im Unterschied zu der zeitgleich entstandenen Vogelsangschule hat die Schule Flachdächer, die den Baukörpern eine sehr strenge, fast fabrikähnliche Gestalt verleihen. Der 2-geschossige, einbündige Normalklassentrakt an der Zugangsstraße im Süden enthält acht Stammklassen, deren Flurtrennwände im oberen Bereich verglast bzw. mit Glaslamellen ausgestattet sind und so zweiseitige Belichtung und Querlüftung ermöglichen. Die schon im Entwurf für das Gymnasium in Backnang im Januar 1955 vorgeschlagene Südorientierung der Klassen - nach neuesten Erkenntnissen der Ost- oder Süd-Ost-Lage vorzuziehen[59] - konnte in der Volksschule von Lorch nun realisiert werden: Die Erschließung wird über die nördlich gelegenen, vollverglasten Flure geführt, wobei im oberen Teil über die Brückengänge die Anbindung an die Treppenhäuser des nördlichen Baus erfolgt (Schustertyp). Der auf Stützen stehende, 3-geschossige Fachklassenbau an der Flussseite im Norden hat eine offene Erdgeschosszone, die als überdeckte Pausenhalle genutzt wird. Der für diese Räume günstige Hauptlichteinfall kommt von Norden; die südliche Fassade - zugleich Raumbegrenzung der Klassen - mit hochliegendem Fensterband ermöglicht auch hier zweiseitige Belichtung und Querlüftung.

Das konstruktive Gefüge ist hier nicht mehr so deutlich ablesbar wie bei den bisherigen Bauten. Die Stahlbetonkonstruktion ist an mehreren Stellen verkleidet: Die Brüstungen außen sind mit einer geschuppten Verkleidung aus kleinformatigen Asbestzementplatten verschalt. Die zwischen den Holzverbundfenstern befindlichen Stahl-

[58] Aus dem Erläuterungsbericht zur Volksschule in Lorch Juli 1955, AB
[59] S. dazu Empfehlungsschreiben Institut für Tageslichttechnik Dipl. Ing. Tonne vom 2.4.55., AB

betonstützen sind in den Obergeschossen ebenfalls mit Asbestzement verkleidet, im Erdgeschossbereich freistehend und unverkleidet. Die gemauerten Giebelwände sind mit Klinker verblendet und innen verputzt. Im Innenbereich sind die ebenfalls aus Mauerwerk bestehenden Ausfachungen, Klassentrennwände und Flurtrennwände zum Flur hin mit Lärchenholz verschalt, in den Klassenzimmern verputzt. Die Böden in den Fluren bestehen aus hellem Kunststein, in den Klassenzimmern sind Parkettböden verlegt. Die Materialien im Innern mit vorwiegend natürlichem Charakter sind zurückhaltend eingesetzt.

Behnisch benutzte bewusst nicht den modischen Formen-, Farben- und Detailkanon der 50er Jahre. Insbesondere im Innenbereich lassen sich deutliche Ähnlichkeiten zu den Schulen von Günter Wilhelm erkennen. Der Charakter der Flurzone in der Dorfschule in Aichschieß 1949-1952 von Günter Wilhelm - einem der ersten Schulhäuser des Landes mit zweiseitiger Belichtung und Querlüftung sowie quadratischem Klassengrundriss - ähnelt durch die mit Lärchenholz verkleidete Flurtrennwand dem Aufenthalts- und Flurbereich der Lorcher Schule. Eingesetzte Materialien wie Kunststein, Holz und Glas sind ebenfalls vergleichbar. Der Unterschied besteht jedoch in der weitgehenden Verkleidung der Bauteile in Lorch, während in der Schule in Aichschieß die Materialien weitgehend sichtbar sind.

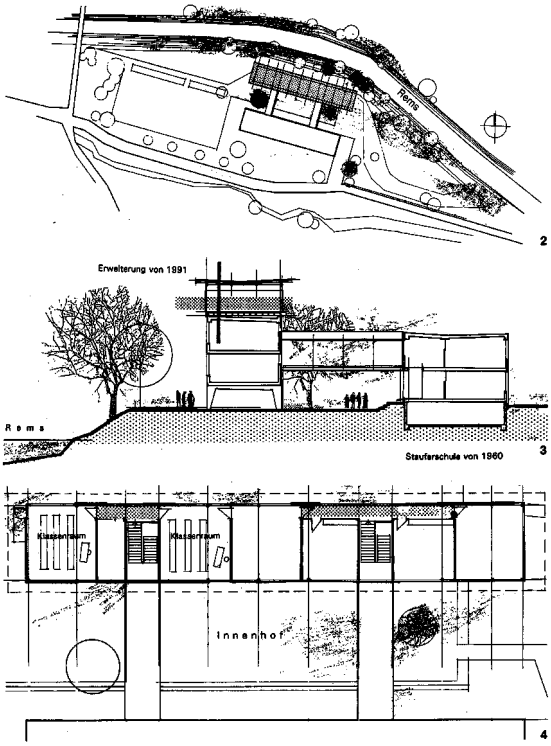
42-43 Oben: Volksschule in Lorch 1955-1960: Normalklassentrakt von Süden, Sonderklassentrakt mit Pausenbereich von Westen
44-45 Unten: Volksschule in Lorch 1955-1960 und Dorfschule in Aichschieß 1949-1952, Günter Wilhelm: Flurzonen der Normalklassentrakte

Obwohl der Bau durch die strenge äußere Form, die Flachdächer und die teilweise nicht „natürlichen" Materialien sich deutlich von der Umgebung absetzt, betonte Behnisch in seinem Vortrag zur Einweihung der Schule am 25.3.1961 die Beachtung des besonders schönen Grundstückes an der Rems, begrenzt von Wald und Obstwiesen: „*Ich kann mir kaum einen schöneren Bauplatz für eine Volksschule denken. Schon bei der ersten Besichtigung hing unser Herz an dieser Obstwiese. (...) Unsere Absicht war es, das an dieser Stelle besonders schöne Tal nicht abzuriegeln, sondern den Fluss, den Zusammenhang des Geländes zu bewahren. Die Schule soll sich einfügen, sie soll so dastehen als sei hier nie etwas anderes gewesen. Ähnliche Gedanken haben uns bei der Gestaltung und der Farbgebung geleitet. So wie die Schule sich in die Umgebung einzufügen hat, so müssen sich alle Einzelheiten dem Gesamtbauwerk unterordnen. Es wäre sicher für uns sehr viel leichter gewesen, ein Feuerwerk der Farben und Einfälle abzubrennen, so dass alle überrascht ah und oh gerufen hätten.*"[60]
Durch die zurückhaltende Gestaltung sowie die offene Erdgeschosszone des flussseitigen Baukörpers, die den Blick auf die Rems freigibt, sollte die Eingliederung in das Gelände, in die natürlichen Zusammenhänge erreicht werden. Die Teile des Gebäudes sollten sich ebenso diesem Prinzip der Zurückhaltung des Gesamtbauwerks unterordnen - ein hierarchisches System, welches als wichtiges Kriterium die Beachtung der Landschaft beinhaltete.
Der grundlegende Gesichtspunkt in Bezug auf die Aufgabe als Schulgebäude sei sein Beitrag zur Erziehung und Unterrichtung der Kinder, so Behnisch. Dabei solle die bewusst zurückgenommene Gestaltung die besonderen Entfaltungsbedürfnisse der Kinder unterstützen und einen Rahmen vorgeben, der Spielraum für die eigenständige

[60] Günter Behnisch, Vortrag zur Einweihung der Volksschule in Lorch am 25.3.1961, AB

Entwicklung offen lasse: „*Wir wissen aber, dass es richtig ist, Ruhe, Ordnung, Harmonie und Bescheidenheit walten zu lassen. Fröhlichkeit hat nichts mit lärmender Aufdringlichkeit zu tun. Bei den Menschen ebenso wenig wie bei den Gebäuden. Die Fröhlichkeit finden sie hier in der Raumfolge, in den Durchblicken, in den gewählten Materialien - im Gesamteindruck. Ein Gebäude, welches unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte erstellt wurde, gewährt den Benutzern genügend Bewegungsfreiheit zur Entfaltung der Persönlichkeit und gibt den jungen Menschen das Gefühl für solide Qualität. Der disziplinierte, beruhigende äußere Rahmen ermöglicht die Konzentration auf das Wesentliche - nämlich den Unterricht. Dieser äußere Rahmen soll es der Schule erleichtern, das für die Erziehung der Kinder erforderliche Milieu, den richtigen Ton zu finden. (...) Bei der Gestaltung sind wir davon ausgegangen, dass fühlbar etwas fehlen muss, wenn Lehrer und Schüler nicht im Gebäude sind. Der harmonische, ausgeglichene Zustand ist hier vorhanden, wenn mehrere hundert Schüler und Schülerinnen die Räume füllen. Ohne diese Kinder ist die Schule einer leeren Nuss vergleichbar.*“[61]
In seinem Vortrag formulierte Behnisch ähnlich Scharouns Vokabular vom Milieu der Schule. In dessen Vortrag mit dem Titel „Raum und Milieu der Schule“ - im Oktober 1960 vor dem „Internationalen Kongress für das Schulbauwesen“ während der XII. Triennale in Mailand gehalten - erläuterte Scharoun seine Vorstellungen von der Schule als einem sehr differenzierten Organismus zur Bewusstseinsbildung und zur Entfaltung der Persönlichkeit. Anders als bei Scharoun war bei Behnisch die Lorcher Schule nicht als fertiger Organismus gedacht, sondern als offene Struktur, die zusammen mit den Benutzern ihre ästhetische Wirkung entfalten und ihren Sinn erst durch die Benutzung erhalten sollte. Mit dem Gedanken des Schulbaus als Rahmen oder als Hülle für die Aktivitäten des Schulbetriebs mit ganz zurückgenommenen architektonischen Mitteln zeigte sich ein über den gebauten Raum-Zweck hinausgehender Anspruch. Nicht nur die zeitgemäße Bedeutung und Funktion der Volksschule im Sinne des dafür definierbaren Raum-Zwecks, sondern eine über das rational Erfassbare hinausgehende Schaffung eines Raum-Charakters wurde angestrebt. Behnisch hatte hier schon Funktionen impliziert, die nicht definierbar sind und hatte damit den Bereich seines Funktionsbegriffs erweitert. Die Gestalt, die im Zusammenhang mit der Funktion entwickelt wurde, sollte weitere Funktionen und Verhaltensweisen anregen, ein „Milieu“ als Grundlage für die Erziehung der Kinder schaffen.
Anders als die etwa gleichzeitig entstandene Vogelsangschule in Stuttgart weist dieser Bau jedoch schon deutlich auf die strengen Formen, die veränderte Konstruktionsweise und die Verwendung von anderen Materialien hin. Die Konstruktion ist nicht offen gezeigt, sondern weitgehend hinter der Asbestzementverkleidung und Klinkerverblendung versteckt. Die Prinzipien von Material- und Konstruktionsehrlichkeit sind an diesem Bau nur noch eingeschränkt sichtbar.

1992 wurde der flussseitige Bauteil aufgrund zusätzlich erforderlicher Klassenräume um ein Geschoss aufgestockt und 1996 wurde im ersten Geschoss des südlichen Gebäudetrakts der Lehrer- und Verwaltungsbereich neu organisiert. Mit leichten Stahl- und Holzkonstruktionen konnte auf die alte Tragkonstruktion aufgebaut werden. Die bisherige „Schuster-Typ“ -Erschließung über die an den Verbindungsgängen liegenden Treppen wurde nach oben fortgesetzt. Zugunsten der Erhaltung der Freiflächen für die Kinder und für den Sport- und Spielbetrieb wurde diese Lösung einer Verbauung des freigehaltenen Geländes vorgezogen.



46-47 Volksschule / Stauferschule in Lorch mit Erweiterung 1991: Lageplan, Schnitt, Grundriss und aufgestockter, nördlicher Baukörper

[61] Günter Behnisch, a.a.O.

Zusammenfassung

Das erste Jahrzehnt im Werk Günter Behnischs nach der Bürogründung 1952 diente als Aufbau- Orientierungsphase. Er war in seiner Haltung noch nicht gefestigt, eine klare Prägung seiner Arbeiten mit eigener Handschrift war noch nicht gegeben. Manche Entwürfe orientierten sich noch an den Vorbildern aus Studium und Lehrjahren. Das Konstruieren als Verbindung von Gestalt, Raum und Werkstoff lehnte sich vorwiegend an die gesicherten Grundlagen der Lehrer und an die technisch begrenzten Möglichkeiten der Zeit an. Zunächst vermischten sich der direkte Anschluss und die Weiterentwicklung an die von Günter Wilhelm vermittelte „demokratische" Auffassung von Schulbau mit regionalen Kennzeichen und den gesellschaftlichen Bindungen der zeittypischen Bauaufgabe, wie u.a. im Bau der Vogelsangschule in Stuttgart. Später kam auch der nachhaltige Einfluss von Rolf Gutbrod hinzu.
Am Ende dieses Jahrzehnts stand die allmähliche Lösung von den Prinzipien der Stuttgarter Schule und der Beginn der Verwendung von industriell hergestellten Bauteilen, verbunden mit einer zurückgenommenen Bedeutung der landschaftlichen Bindungen im Entwurf. Eine Aussage Behnischs bestätigte die Hinweise aus dem Werk, dass ein bewusstes und experimentierfreudigeres architektonisches Arbeiten am Ende der 50er Jahre begann: „*Mein Architektenleben hat später angefangen, nicht während des Studiums, ich nehme an vielleicht mit dem Gymnasium in Göppingen - Ende der fünfziger Jahre. Das gezielte Arbeiten auf eine bewusste Qualität hin ist später gekommen.*"[62] Er hatte die Grenzen des handwerklichen Bauens, auch der Stuttgarter Schule, und die Perspektiven der industriellen Fertigung mit den günstigen wirtschaftlichen Bedingungen erkannt. Seine Erfahrungen im Umgang mit der technischen Ausführung komplexer Bauaufgaben vergrößerten schon zu diesem Zeitpunkt die Freiheit im Umgang mit der architektonischen Formenvielfalt und erweiterten die formalen Möglichkeiten. In gewisser Weise können die Jahre 1959/1960 als Schlüsseljahre betrachtet werden, in denen die Weichen zwar zunächst in Richtung der scheinbaren „*Sackgasse*" Fertigteilbau (Behnisch) gestellt wurden, aber schon wichtige Merkmale für den dann ca. 1967 folgenden, grundlegenden Wandel im Werk deutlich wurden.

[62] Günter Behnisch im Gespräch mit der Verfasserin am 24.7.98